D. August Gottlieb Richters

der Arzneygelahrheit öffentlichen ordentlichen Lehrers auf der Georg Augustus Universität zu Göttingen, und der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften daselbst Mitglieds

Chirurgische Bibliothek.

Des zweyten Bandes zweytes Stück.

Göttingen und Gotha

gedruckt und verlegt bey J. C. Dieterich, 1773.

I.

Olof Acrel, Doctor der Arzneykunst, Professor, Oberwundarzt im königl. Lazarethe, Wundarzt bey der Adelsfahne, Mitglied der königl. schwed. Akad. der Wissenschaften, der königl. chirurg. Akad. zu Paris, und der chir. Societät in Stockholm Chirurgische Krankengeschichte im königl. Lazarethe zu Stockholm angemerkt. Mit einer Vorrede von D. Zacharias Vogel, der Römischkayserl. Akad. der Naturforscher, der königl. französisch. zu Montpellier, und der königl. schwed. zu Stockholm Mitglied. Aus dem Schwedischen. Lübeck und Leipzig, bey Chr. Gottfr. Donatius, 1772. 8, 1 Alph. 2 Bogen.

Ein schätzbares Buch, höchst elend übersezt, und durch eine ungeheure Menge Druckfehler verunstaltet. Man erblickt in denselben den V. immer

beym Krankenbette; und wer wollte diesem grossen und einsichtsvollen Wundarzte nicht gern dahin folgen? Vielleicht schenkt uns derselbe bald die zweyte Sammlung seiner Wahrnehmungen; und dann wünschen wir den deutschen Wundärzten eine neue und bessere Uebersetzung des ganzen Werks. Hier sind einige Beweise von der Vortreflichkeit desselben.

Der erste Abschnitt handelt von den Verletzungen am Haupte und Halse. Ein Soldat wurde mit Flintenkolben so heftig auf den Kopf geschlagen, daß er als tod zur Erden fiel. Er blieb daselbst acht Tage ohne Empfindung liegen, erhohlte sich endlich, und ging in ein eine Meile davon entferntes Hospital, wo er sich kurz vorher wegen eines Nervenfiebers aufgehalten hatte. Da er nicht sprechen konnte, seines Verstandes nicht mächtig war, auch nirgends eine äussere Verletzung wahrgenommen wurde, glaubte man, daß er aufs neue von dem vorigen Fieber befallen worden wäre, und eine Metastasis ins Haupt bekommen hätte; und behandelte ihn nach dieser Idee. Er war daselbst 14. Tage ohne alle Besserung gewesen, als er heimlich das Hospital verließ und nach einer andern Stadt ging. Er fiel vor dem Thore derselben als tod nieder. Man brachte ihn ins Hospital, wo man nicht wußte, was ihm fehlte. Nach acht Tagen wurde dem V. gemeldet,

gemeldet, daß der Kopf dieses Menschen ganz weich und schlutternd sey. Man machte längst der Pheilnath einen Schnitt, woraus eine Menge gelbes Wasser flos. Mit dem Finger fühlte man nicht ohne Erstaunen, daß die ganze Pheilnath vom Stirnbeine an bis ans Hinterhauptbein so weit und offen war, das man einen Finger in dieselbe legen konnte. Bald darauf fing der Kranke an zu sprechen, und von seiner Beschädigung Nachricht zu geben.

Nach 6. Tagen zeigte sich eine Schwappung auf dem Hinterhauptbeine. Man machte eine Oeffnung, woraus abermals viel gelbes Wasser floß. Die lamdaförmige Nath hatte sich gleichfalls aus einander gegeben; fünf wormische Knochen waren so locker, daß man sie ohne alle Mühe ausnehmen konnte. Nach 8. Tagen zeigte sich eine neue Schwappung am rechten Theile der Kronnath. Als eine Oeffnung, daselbst gemacht war, floß gelbes Wasser aus, und man fand, daß auch diese Nath weit und offen war. Man behandelte den Kranken fünf Wochen lang mit aller Aufmerksamkeit, in welcher Zeit der Ausfluß aus den Oeffnungen abnahm und die Kräfte des Kranken sich vermehrten. Die Näthe fingen bereits an, sich mit einem jungen aus der harten Hirnhaut hervorschiessenden Fleische zu füllen, und der Kranke ging bereits im Hospitale umher, als er durch ei-

nen besondern Zufall plötzlich des Leben verlohr. Er stand einst des Nachts auf, um auf den Abtritt zu gehen, stieß sich an den Kopf, und fiel sogleich tod zur Erden nieder.

Man öffnete den Kopf, und fand nirgends Eyter oder ausgetretnes Blut. Die Suturen, ausgenommen die Kronnath waren mit Fleische angefüllet. — Vermuthlich waren die Suturen durch die äussere Gewalt getrennt, und nachher durch die ausgetretnen Feuchtigkeiten erweitert worden. Der Tod war wol allein einer Erschütterung des Gehirns, die bey der wenigen Festigkeit der Hirnschalknochen von einer geringen Gewalt entstehen konnte, zuzuschreiben.

Eine doppelte Haasenschaarte hat der V. glücklich geheilt. Die eine Spalte der Lippe endigte sich ins rechte, die andere ins linke Nasenloch. Er schnitt das in der Mitte befindliche, nur 4. Linien breite, harte und untaugliche Stück Fleisch aus, verwandelte beyde Haasenschaarten in eine einige Wunde, und verließ sich auf die starke Ausdehnbarkeit der Lippen. Der Kranke wurde auch, obgleich nach der Ausschneidung des Mittelstücks von der obern Lippen fast gar nichts mehr zu sehen war, gut geheilt, erhielt das Vermögen zu reden, das er vorher nicht hatte, und behielt nur eine nicht sehr unförmliche

Narbe

Narbe, da er, wenn jede Schaarte besonders operirt worden wäre, zwey Narben, und also eine grössere Unförmlichkeit bekommen haben würde.

Der V. hat bey der Operation der Haasenschaarte sowol das Bistourie als die Scheere mit gleich gutem Erfolge gebraucht. Wenn der Schnitt geschwind geschehen muß, als z. E. bey furchtsamen Kindern, ist die Scheere bequemer zu gebrauchen, in allen andern Fällen verdient das Bistourie den Vorzug, weil es eine reine, und nicht wie die Scheere eine gequetschte Wunde macht. Auf die Wunde legt er balsamus de Mecca. Zwischen die Lippe und das Zahnfleisch muß man nichts legen, theils weil es nicht nöthig ist; denn wenn auch die Lippe an das Zahnfleisch anwächst, entsteht daraus mehr Vortheil als Schaden; theils, weil alles, was man dahin legt, die Wunde reizt. Uebrigens gebraucht er bey dieser Operation goldne Nadeln.

Bey Krebsschäden hat er Belladonna, succus phytolaccae und gebrannten Alaun umsonst gebraucht. Der gebrannte Alaun in die Wunde gestreut, schien zwar dieselbe zu reinigen, aber das bösartige Fleisch wuchs gemeiniglich gar bald wieder. Einmal hat er einen Krebs an der Unterlippe, der schon sehr um sich gefressen hatte, mit dem besten Er-

folge ausgeschnitten. Oft aber ist auch diese Operation fruchtlos gewesen. Einmal schwoll bald nach derselben die Drüsen am Halse und unter der Zunge so stark auf, daß der Kranke erstickte.

Die Trichiasis hat der V. oft gesehen. Gemeiniglich hat eine langwierige feuchte Augenentzündung Gelegenheit dazu gegeben. Mehrentheils hat er ein Stück aus der äussern Haut der Augenlieder ausgeschnitten, und dadurch die Krankheit gehoben. Diese besondere Operation scheint er einigemal auf eine besondere Art verrichtet zu haben, deren Beschreibung aber in der Uebersetzung ganz undeutlich ist. Die Augen, so trübe sie auch vor der Operation waren, wurde nach derselben gemeiniglich wieder hell.

Merkwürdig ist die Geschichte eines Mägdchen, die in ihrem vierten Jahre in ein Kohlbecken fiel, und sich das Gesicht jämmerlich verbrannte. Eine Menge tiefliegender und erhöhter Narben entstanden darauf im ganzen Gesichte, und verursachten eine häßliche Verzerrung, und ein Haasen-Auge. Man entschloß sich endlich, nachdem man mancherley umsonst versucht hatte, die harten Narben, die gleich Stricken über das Gesicht liefen, und allein die Unförmlichkeit verursachten, zu durchstechen und

mit

mit einem Faden zu unterbinden: worauf sich die Narben absonderten, und die Verzerrung nachlies.

Nach einer langwierigen feuchten Augenentzündung wurden die Augenlider einer Frau so erschlaft, daß am obern Augenlide ein Entropium, am untern ein Ectropium entstand. Der untere Thränenpunct lag auf der Wange, und that keine Dienste; der obere hing tief herunter, war einwärts gekehrt, und also auch unbrauchbar. Die Operation, wodurch dieser Fehler glücklich gehoben wurde, ist in der Uebersetzung fast ganz unverständlich.

Eine grosse Geschwulst, von der Grösse eines Hühnereyes, die auf dem Boden der Augenhöhle lag, und den Augapfel fast gänzlich aus der Augenhöhle druckte, schälte der V., nachdem er einen Schnitt durch die äussern Bedeckungen queer über dieselbe gemacht hatte, vermittelst eines Myrthenblats aus. Man sahe, als dies geschehen war, den grossen Augennerven. Das Auge trat nach der Operation wieder in die Augenhöhle zurück, und erhielt die vorige Kraft zu sehen wieder. Es blieb eine kaum sichtbare Narbe zurück.

Ein krebshaftes Auge, das so gros als ein Renettenapfel war, wurde einem Knaben glücklich aus-

geschnitten. Der V. schnitt zuerst die äussere Vereinigung der Augenlider einen Daumen breit von einander. Alsdann sonderte er den Augapfel vom obern und untern Augenlide ab, zog durch denselben einen Faden, hob ihn damit in die Höhe, und lösete ihn fast ohne alle Schmerzen aus. Die Augenhöhle füllte sich nach und nach mit festem Fleische an, und nach 5. Wochen war der Kranke vollkommen geheilt. Im ausgeschnittenen Gewächse fand man keine Spur von den organischen Theilen des Auges.

Vom grauen Staare finden wir verschiedene lehrreiche Wahrnehmungen, die aber meistentheils in dieser deutschen Uebersetzung ganz unbrauchbar sind. Der V. druckt den Staar nieder, und ziehet, wie es scheint, die Methode des St. Ives der Ferreinschen vor. Er hat verschiedne, denen der Staar glücklich niedergedruckt worden ist, nach ihrem Tode geöffnet, und keine Spuhr vom Staare im Auge gefunden: die niedergedruckte Staarlinse löst sich also vermuthlich mehrentheils auf, und verschwindet. Es hat uns sehr befremdet, daß der V. sagt, er habe unter 30. Staaren kaum acht wahre und einfache Krystallstaare gefunden; man habe unter dreyßig Staarblinden kaum bey dreyen die vordere Haut der Kapsel klar gefunden. Sollte hierbey nicht ein Irrthum seyn? Wir können versichern, daß wir unter

dreyßig

dreyßig Staaren kaum einen gefunden haben, der nicht ein wahrer und einfacher Kryſtallſtaar geweſen iſt; daß unter funfzig Staarblinden, die wir operirt haben, nur ein einziger geweſen iſt, bey dem die vordere Haut der Kapſel verdunkelt war. — Auch die Ferreinſche und Daviellſche Methode beurtheilt der Verfaſſer. — Einige meiſtentheils unglückliche Fälle vom Eyterauge. — Das Blutauge hat der V. oft während der Staaroperation entſtehen geſehen. Es iſt mehrentheils ohne üble Folgen geweſen, und hat ſich gemeiniglich, zuweilen bald, zuweilen langſam verlohren.

Drey Naſenpolypen ſind ſtückweiſe ausgeriſſen worden: zwey bluteten heftig, der dritte gar nicht. — Zweymal hat der V. einen ſchlaffen widernatürlichen verlängerten Zapfen mit der Scheere abgeſchnitten. Es erfolgte nicht der geringſte üble Zufall. Eine geſchwollne, unbewegliche Parotis von der Größe einer ſtarken geballten Fauſt hat er zweymal glücklich ausgeſchnitten. Er öffnete die äuſſern Bedeckungen durch einen Kreuzſchnitt, zog einen Faden mitten durch die Geſchwulſt, hob ſie vermittelſt deſſelben in die Höhe, und ſchälte ſie glücklich aus. Am Ende der Operation wurde ein Aſt der äuſſern Carotis, der dreymal gröſſer als gewöhnlich war, und innerhalb 2. Minuten mehr als eine viertel

Kanne

Kanne Blut gab, verlezt. Das Unterbinden war hier wegen der tiefen Lage der Pulsader unmöglich; Aezmittel durfte man wegen der vielen an diesem Orte befindlichen Nerven nicht gebrauchen. Man legte deswegen präparirten Schwamm auf, und dieser stillte das Blut. Der Kranke ward völlig wieder hergestellt.

Von einer cariösen Fistel im Ohrgange. Sie entstand nach einer rheumatischen Entzündung, die mit heftigen Schmerzen verbunden war, und in Eyterung überging. Nach einem Monate entstanden von neuen öftere Fieberregungen, Schlaflosigkeit, und ein starker Schwindel. Aus dem Ohre floß ein gelbes, dünnes sauerriechendes Wasser, nach einiger Zeit auch zuweilen Blut. Man fand den Gehörgang mit weichen schwammichten Fleische angefüllt. Als man die Sonde einbrachte, fühlte man einen unebenen, blosen, lockeren Knochen. Man erweiterte den Gehörgang, nahm das Knochenstück vermittelst eines Haakens und einer Zange aus, und der Kranke wurde einige Zeit nachher vollkommen geheilt.

Eine Weibsperson, die seit einiger Zeit ein schweres Gehör hatte, bekam zuweilen ohne irgend eine in die Augen fallende Ursach Convulsionen. Nach einiger Zeit beklagte sie sich über Schmerzen in den

Ohren,

Ohren, wobey jederzeit die Convulsionen heftiger wurden. Man steckte ein wenig mit Oehl und Laudanum befeuchtete Charpie ins Ohr, und fand, als man sie wieder auszog einige länglichte Würmer an derselben hangen, worauf sich die ebenbemeldeten Zufälle verlohren.

Der V. hat verschiednemal unschmerzhafte Knoten aus den Brüsten mit glücklichen Erfolge ausgeschnitten; doch behauptet er nicht, daß dieselben wirklich aus einem krebshaften Stoffe im Blute entstanden sind. Ueberhaupt glaubt er, das ein bösartiger Knoten nie anfangs gutartig, sondern gleich indem er entstehet, bösartig sey, so wie er auch geneigt ist zu glauben, daß ein gutartiger sich nicht leicht in einen bösartigen verwandelt, sondern immer gutartig bleibt.

Brustgeschwüre sind ihm häufig vorgekommen. Zuweilen hat er in Fällen, wo Ribben cariös gewesen sind, einige Ribbenschlagadern unterbunden, und den cariösen Theil der Ribben mit Zangen und Scheeren abgesondert. In vielen Fällen sind äussere Brustfisteln zugleich da gewesen. Der glückliche Ausgang dieser Brustgeschwüre, sagt er, hängt von der Beschaffenheit des Körpers und seiner Säfte, von dem Sitze des Eyters, und der Beschaffenheit

der

der Ribben ab. Sind die Ribben cariös, liegt das Eyter nicht auf der Pleura sondern in der Brusthöhle, so ist der Ausgang sehr zweifelhaft. Färbt sich die Charpie im Geschwüre grün, so erfolgt der Tod gewiß.

Die Durchbohrung des Unterleibes hat man in den Hospitale, dem der V. vorstehet, oft, aber allezeit vergebens verrichtet; kein einziger Kranker ist durch dieselbe gerettet worden. In den todten Körpern hat man immer die Eingeweide des Unterleibes, das Netz, die Leber, die Miltz, das Gekröse verstopft, verhärtet und aufgeschwollen gefunden.

Nach einer heftigen Entzündung der Leber entstand in der Gegend der kurzen Ribben der rechten Seite eine Geschwulst gleich einem grossen Brodte, die sich fast bis an den Nabel erstreckte. Am obern Theile derselben fühlte man eine deutliche Schwappung. Die Kranke hatte einen kleinen schnellen Puls, eine bleichgelbe Farbe, und war sehr ausgemergelt. Nachdem man sechs Tage lang einen erweichenden Brey aufgelegt hatte, fühlte man die Schwappung noch deutlicher, worauf man eine Oeffnung machte. Es floß eine grosse Menge einer gelbgrünen Materie aus. Man sahe durch die Oeffnung die blosse Leber. Die ersten Tage mußte der Verband wegen der Menge der ausflieſſenden Materie zwey ja drey-

mal

mal erneuert werden. Man sprützte zehn Tage Haberdekokt, in welchem etwas Honig und alicantsche Seife aufgelöst war, ein, worauf die Materie anfing abzunehmen, und die Wunde zu heilen. Innerhalb 7 Wochen war alles heil. — Sonderbar ist es, daß sich eine so grosse Menge Eyter an einem Orte, wo keine Fetthaut ist, hatte sammlen können. Vermuthlich hatte es seinen Sitz zwischen der Leber und dem Peritonäum an einem Orte, wo diese 2 Theile zusammen gewachsen waren.

Von den Brüchen theilt uns der V verschiedne wichtige Beobachtungen mit. Einst operirte er einen sehr alten eingeklemmten Leistenbruch. Man erweiterte den Bauchring ehe der Bruchsack geöffnet war; und kaum hatte man dies gethan, als der Bruch zurück in den Unterleib trat. Alsdann öffnete man den leeren Bruchsack. Man verrichtete die Operation auf diese Art blos deswegen, damit die Luft die Därme nicht berühren möchte. Der Kranke wurde in kurzer Zeit geheilt. Neun Wochen nach der Operation, in welcher Zeit er eine sehr unordentliche Lebensart geführet hatte, bekam er plötzlich eine heftige Colik und ein gewaltsames Erbrechen, und starb. Man fand den Theil des Netzes und der Därme, der im Bruchsacke gelegen hatte, in einen Klumpen zusammen gewachsen, das Netz widernatürlich

türlich hart, die Darmhäute ausserordentlich dick, und die Därme so enge, das man kaum eine Gänsefeder in dieselbe stecken konnte. (Ein treflicher Beweiß, wie rathsam es ist, den Bruchsack zu öffnen, und die vorgefallnen Theile zu untersuchen, ehe man den Bauchring erweitert, und den Bruch zurück bringt. Die Wirkung der Luft auf die bloßen Därme ist wohl, zumal wenn man bey der Operation wenig eilt, eben nicht gar zu sehr zu fürchten.)

Auch verschiedne nicht eingeklemmte Brüche hat der V. operirt, blos um die zu fürchtende Einklemmung zu verhüten. Zuweilen wurden die Kranken durch die Operation gründlich geheilt. Einige mal kam der Bruch nach der Operation, als die Kranken aufhörten ein Bruchband zu tragen, wieder hervor: und einmal erfolgte auf die Operation der Tod. Es giebt, sagt der V., einige die dieses Verfahren misbilligen, und in allen Fällen, wo der Bruch nicht eingeklemmt ist, die Operation widerrathen. Sie glauben, daß man in diesen Fällen die Operation ohne alle hinlängliche Ursache, und gemeiniglich ohne irgend einen Nutzen unternehme, denn gar oft kommt der Bruch nach der Operation wieder hervor. Er bemerkt aber dagegen, daß die Operation, wenn nur die Leibesbeschaffenheit des Kranken gut ist, und die Därme geschwind zurück gebracht werden, an

sich

sich gar nicht gefährlich sey; und ferner, daß die Operation in einem solchen Falle dennoch wirklich nothwendig seyn könne. Diejenigen, sagt er, die alte Brüche haben, können endlich bey zunehmender Erweiterung des Bauchrings auch mit dem besten Bruchbande die Därme nicht mehr zurück halten, und sind daher einer Einklemmung beständig ausgesetzt. Die Operation verursacht in diesem Falle, wol eben nicht eine völlige Verschließung, doch aber eine so starke Verengerung des Bauchrings, daß nach derselben ein Bruchband vollkommen hinreichende Dienste thut. (Also dürfte man doch die Operation in keinem Falle, wo ein Bruchband noch hilft, nur allein in dem Falle unternehmen, wo der Bruch so alt, und der Bauchring so erweitert ist, daß das Bruchband seinen Dienst versagt. Wenn man aber bedenkt, daß eben in diesem Falle die Operation gemeiniglich sehr verwickelt, langweilig, gefährlich ist; daß man oft die Leibesbeschaffenheit des Kranken vor der Operation nicht hinreichend kennet, und also die Operation wider Vermuthen tödlich ablaufen kann (ein Fall, der dem V. selbst begegnet ist); daß eben bey solchen alten mit einer starken Erweiterung des Bauchrings verbundnen Brüchen eine Einklemmung am allerwenigsten zu fürchten ist; daß eben bey der Operation dieser Brüche der Wundarzt gemeiniglich so viel und mancherley zu thun findet, daß er die

Därme nicht sogleich zurück bringen kann, und lange in der freyen Luft liegen lassen muß, könnte man wol auch in diesem Falle Bedenken tragen, die Operation zu unternehmen.)

Ein Mann hatte einen eingeklemmten Netzbruch. Er hatte Zuckungen, und mußte krumm im Bette sitzen. Die Zufälle, die bey einem eingeklemmten Darmbruche zugegen seyn pflegen, waren alle, jedoch nur in einem geringen Grade da. Am fünften Tage der Einklemmung verrichtete man die Operation. Man fand im Sacke das halbe Netz, mit dicken Blutgefässen versehen, und durch 3 Fettstränge an den Boden des Bruchsacks befestigt. Der Bauchring wurde erweitert, und das in einen Klumpen zusammen gewachsene Netz in den Unterleib gebracht. Der Kranke ward glücklich geheilt. Den Netzklumpen fühlte man drey Monate lang über dem Bauchringe ganz deutlich, hernach verschwand er.

Ein eingeklemmter Darmbruch trat als die Zufälle den höchsten Grad der Heftigkeit erreichet hatten, und der Kranke dem Tode ganz nahe zu seyn schien, den sechzehnten Tag der Einklemmung von sich selbst zurück. Der Kranke war bald darauf vollkommen gesund.

Von

Von einem brandigen Bruche. Das ganze Inguen war brandig, als der Wundarzt hinzu kam. Im Hodensacke waren einige Oeffnungen, aus welchen Koth und Speisen flossen. Das Fieber hatte nachgelassen. Man sonderte das faule mit einem Bistouri ab, und bedeckte den ganzen Schaden mit einer mit Biereßig befeuchteten Kompresse. Nach drey Stunden erfolgte ein starker Stuhlgang. Als man den Tag darauf den Verband abnahm, sahe man, daß der vorgefallene Darm brandig und offen war. Man sonderte das Verdorbne so viel als möglich ab, durchstach das Mesenterium mit einer Nadel, die mit einem gewächsten Faden versehen war, um den brandigen Darm in der Oeffnung des Bauchrings fest zu halten: innerlich wurde China verordnet. Ob man gleich übrigens den Darm gänzlich sich selbst überließ, war dennoch der Kranke nach 8 Wochen vollkommen wieder hergestellt, und behielt nicht einmal eine Fistel. Den glücklichen Ausgang dieser Cur muß man ohne Zweifel der guten Leibesbeschaffenheit des Kranken vornemlich zuschreiben.

Von Urinfisteln finden wir einige lehrreiche Wahrnehmungen. Oft sind diese Fisteln venerischen Ursprungs, zuweilen aber nicht. Ein Soldat bekam nach einer hitzigen Krankheit eine Entzündung im Hoden, Hodensacke und perinaeo. Bald darauf

entstanden drey Oeffnungen, aus welchen wenig Eyter aber viel Urin floß. In diesen Umständen blieb er zehn Jahr, da er denn endlich im Lazarethe Hülfe suchte. Er versicherte, daß er nie venerisch gewesen sey. Das ganze perinaeum bis an die rechte Lende war hart. Eine fistulöse Oeffnung war am untern Theile des Hodensacks, eine andre zwey queer Finger von der Oeffnung des Mastdarms, und eine dritte zur Seite der Raphe. So oft der Kranke den Urin ließ, drang aus allen diesen Oeffnungen Urin. Um die zusammengefallne und verstopfte Harnröhre wieder herzustellen, applicirte man einen Monat lang daransche Bougies, und nachher andre, die aus dem Empl. stip. Croll. und antim. crud. bereitet waren, welche eine starke Eyterung erregten und unterhielten. Nach einiger Zeit kam der Urin in einem dicken Strahle aus der Harnröhre, und nur in ganz geringer Menge aus den fistulösen Oeffnungen. Die Härte im perinaeo suchte man durch den äussern und innern Gebrauch des Queckſilbers zu schmelzen, aber man erhielt seine Absicht nicht. Man machte also in die härtesten Stellen tiefe Einschnitte, welche mit rothem Präcipitat verbunden wurden. Die Härte im Umkreise der Schnitte zerschmolz nach und nach, die Schnitte heilten zu, und bald darauf zeigte sich die Härte von neuen. Man brachte endlich eine Sonde in den Harngang, spaltete diesen

vom

vom Bulbus bis an den häutigen Theil, machte abermals tiefe Einschnitte in die Härte an der Lende und verband die Wunde mit Digestif. Es entstand eine gute Eyterung, die Härte verschwand, der Uringang ward frey, und fünf Wochen nach der lezten Operation war die ganze Wunde durch eine weiche Narbe geschlossen. Ein wenig Härte an der Lende blieb dennoch zurück. Man entließ nunmehro den Kranken aus dem Lazarethe, versah ihn mit Bougies, und gab ihm den Rath, dieselben oft zu appliciren.

Nach zwey Jahren kam er wieder. Er hatte den Gebrauch der Bougies unterlassen, worauf bald die Härte sich wieder vermehret hatte, und den Harngang nun so druckte, daß der Urin nur tropfenweise aus demselben floß. Da diese Härte von einer Fistel nahe am, oder wol gar über dem Blasenhalse zeugte, brachte man eine Sonde zum Steinschnitt in die Blase, spaltete den Harngang bis in den Blasenhals auf, schnitt die Härte in der Tiefe gegen die Lende so weit man mit Sicherheit dazu konnte, aus, und fing an Bougies aus dem Empl. diapomph. zu brauchen, worauf der Kranke in kurzer Zeit wieder hergestellt ward. — Diese Urinfisteln waren nicht durch eine venerische Ursache, sondern durch eine Metastasis nach dem hizigen Fieber entstanden.

Bey der Castration hat der V. allezeit den ganzen Saamenstrang unterbunden, und es sind keine üble Zufälle erfolgt. Er hält es für sehr schwer, die Pulsader allein zu unterbinden. — Einen bösartigen Fleischbruch hat der V. mit einem sehr unglücklichen Erfolge operirt. Der Kranke war bleich, mager, kraftlos, aber ungeachtet der Ungewißheit des Erfolgs, zur Operation entschlossen. Er hatte einen kleinen geschwinden Puls, der untere Theil des Saamenstranges war hart; auch bemerkte man eine Härte neben dem Nabel, und in den Brustwarzen. Die ersten Tage nach der Operation ließ sich alles gut an; das Fieber war gelinde, und die Eyterung gut. Den sechsten Tag aber bemerkte man, daß die Härte in der Gegend des Nabels zunahm. Den siebenzehnten Tag stellten sich Hitze und Schlaflosigkeit ein, und die Fußgelenke fingen an zu schwellen. Den vier und zwanzigsten Tag starb er.— Das Netz war dunkel und sehr klein; das Mesenterium hart mit aufgeschwollnen bleyfärbigen Gefässen versehen; das duodenum ausserordentlich erweitert und krebshaft. In der Leber waren Eyterbeulen, und in der Lunge Knoten.

Die Operation des Wasserbruchs durch den Schnitt ist ein paarmal, blos weil die Kranken die vorgeschriebne Diät und Lebensart nicht beobachteten

ten, tödlich abgelaufen. — Ein Frauenzimmer ist durch das Instrument des Frere Come auf Nro. 7 gestellt, glücklich vom Steine befreyet worden. Mit demselben Instrument auf dieselbe Nummer gestellt hat man auch einen Knaben von 12 Jahren glücklich operirt. — Einst brauchte man dieses Instrument bey einem Menschen von 22 Jahren. Man stellte es auf Nro. 9. Als der Schnitt geschehen war, glaubte man, daß er noch zu klein für den Stein sey. brachte deswegen das Instrument zum zweytenmale in die Blase, stellte es auf Nro. 11, und erweiterte die Wunde. Ausser einer gelinden Hämorrhagie, die man mit trockner Charpie stopfte, erfolgte kein einziger übler Zufall, und der Kranke war in der dritten Woche geheilt. — Auch das couteau en rondache des H. le Dran ist mit dem besten Erfolge gebraucht worden.

Ein einfacher Bruch am Oberarme hat sich in ein falsches Gelenk verwandelt, blos deswegen, weil der Vorderarm nicht durch eine Serviette unterstützt wurde, und also durch seine Schwere das untere Stück des Schulterknochens herunter zog, und vom obern entfernte.

Nach einem unglücklichen Aderlaße entstand eine falsche Pulsadergeschwulst. Die Oeffnung war

in der arteria brachiali zwey queer Finger über dem Armgelenke. Man unterband die Arterie. Drey Stunden nach der Operation erschien der Puls im Handgelenke wieder. Nach 8. Tagen, da alles eine baldige und vollkommene Genesung versprach, ging die Ligatur der Arterie unversehens loß, und da kein Tourniquet bey der Hand war, blutete sich der Kranke tod. So wenig darf man sich auf Ligaturen verlassen!

Von einem besondern Wurme am Finger; der V nennt ihn den trocknen. Ein Mann bemerkte zuerst im Sommer 1746 zuweilen einige Minuten lang im kleinen Finger der linken Hand von der Nagelwurzel an bis in die Fingerspitze einen stechenden Schmerz. Er dauerte selten länger als einige wenige Minuten, und blieb oft einige Wochen aus. Das folgende Jahr ward dieser Schmerz heftiger, und dauerte oft eine halbe ja ganze Stunde. Im Jahre 1748 wurde er noch heftiger. Man legte das Emplast. de ran. c. mercur. Vig. auf; dies vermehrte den Schmerz so sehr, daß er sich bis in die Hand erstreckte. Im Jahre 1749 und 50 vermehrte sich der Schmerz in der Hand, war jedesmal stärker, kam öfter wieder, und dauerte länger als vorher. Der äussere Gebrauch des Theriak und Brandweins linderte ihn zuweilen, hinderte aber

seine

seine Rückkehr nicht. Im Winter 1751 fühlte der Kranke auch ein Stechen im Arme; der Finger schmerzte heftig, wenn man ihn berührte. Im Winter 1752 nahm der Schmerz im Finger und Arme zu; auch stellten sich nun zuweilen Stiche in der Seite unter dem Arme ein. Aeusserlich sahe man nirgends etwas widernatürliches. Die Elektricität wurde umsonst versucht. Man legte auf den schmerzhafte Finger ein spanisches Fliegenpflaster, gebrauchte ein Dampfbad, u. s. w. aber alles umsonst. Endlich entschoß man sich, das vordere Glied des kleinen Fingers abzulösen; und der Schmerz verlohr sich darauf nach und nach. Der Knochen im abgelößten Fingergliede war gleichsam zerschmolzen, und gänzlich in ein wahres Fett verwandelt. — Dem V. sind 4 Fälle von dieser Art vorgekommen. — Die dritte Kranke war eine betagte Frau, die 9. Jahr lang einen fast beständigen Schmerz im vordersten Gliede des rechten Zeigefingers empfunden hatte. In den lezten 2 Jahren war dieses Fingerende dick und zugleich fast durchsichtig worden. Man lösete es endlich ab, worauf sich der Schmerz nach und nach verlohr. Der Knochen in demselben glich einer durchsichtigen Gallerte.

Wegen eines starken Beinfraßes, der nach einem Gliedschwamme am Knie entstanden war, amputir-

te man den Schenkel ohngefähr in der Mitte. Man stillte das Blut mit Agarikus, und verband die Wunde während der ganzen Cur mit trockner Charpie; demungeachtet fing der Knochen nach einigen Tagen an hervorzuragen. Man suchte die fernere Entblösung des Knochen durch lange Heftpflaster zu verhüten, diese aber zogen nur die Haut herunter, und verhinderten das Fleisch nicht, sich zurück zu ziehen. Nach einiger Zeit stand der Knochen drey queer Finger lang hervor. Man berührte ihn mit Queckſilberwasser, worauf eine Abblätterung erfolgte, wodurch aber nur ein ganz geringer Theil des Knochens abgesondert wurde. Endlich entschloß man sich ihn abzusägen. Der Ort, wo man ihn absägte, war kaum eine viertel Elle vom großen Trochanter entfernt. Der Kranke wurde bald darauf geheilt.

Ein Fall von der Wassersucht des Kniegelenks. Nachdem man verschiedne Mittel umsonst gebraucht hatte, entschloß man sich zwey halbmondförmige Schnitte am untern Ende der Knieschelbe zu machen. Es floß viel gelbes Wasser aus. Man verband die Wunde mit trockner Charpie, es ereigneten sich keine üble Zufälle, und der Kranke ward vollkommen geheilt. — Es ist doch also so gar gefährlich nicht, die Gelenkkapsel in einem solchen Falle zu öffnen.

Einem Manne wurde mit einer Sense die Achillessehne entzwey gehauen. Man legte die Flechsennath an, und der Kranke wurde vollkommen geheilt. Nach einigen Jahren sprang diese Sehne, als der Kranke eine Treppe eilig hinauf gehen wollte, an demselben Orte entzwey. Man fühlte zwischen den 2 Enden der Sehne einen Zwischenraum, der einen Daumen breit war, ganz deutlich durch die Haut. Durch Hülfe einer Bandage brachte man den Fuß in die gehörige Lage, und nach sechs Wochen fühlte man den Callus, der sich wie ein Knoten von der Größe einer welschen Nuß ansetzte, ganz deutlich. Anfangs trug der Kranke, um die Sehne zu schonen, einen hohen Hacken am Schue. Nach einem halben Jahre aber bediente er sich dieses Fusses so frey, als des gesunden.

II.

Recherches critiques *sur la Chirurgie moderne, avec des lettres à Mr.* Lovis, *Docteur et Professeur en Chirurgie, Secretaire perpetuel de l' Academie royale de Chirurgie. Par M.* Valentin, *du College royal de Chirurgie de Paris. à Amsterdam et à Paris, chez Gogué.* 1772. 8. 319. Seiten.

Eine bittere Critik über den bekannten französischen Wundarzt, H. Louis, der sich wohl an verschiedenen seiner Mitbrüder versündigt haben mag. Wir mögen nicht untersuchen, ob der beständige Secretair der berühmten Akademie der Chirurgie zu Paris wirklich kein Latein versteht, die ersten Grundsätze der Wundarzney nicht kennt, u. s. w. Dieser Schriftsteller behauptet es. Unter der Menge harter Beschuldigungen, wodurch er es zu beweisen sucht, haben wir viel Nützliches und Brauchbares gefunden, und dies allein wollen wir unsern Lesern mittheilen.

Bey Brustwunden, die mit Ergießungen in die Brusthöhle verbunden sind, empfiehlt er Gegen-

Gegenöffnungen, an dem Orte, wo man die Brust gemeiniglich zu öffnen pflegt, gar sehr. Gemeiniglich behauptet man, daß man die Ausleerung des in der Brusthöhle ergoßnen Bluts hinlänglich bewirken und befördern könne, wenn man die Wunde erweitert, und durch eine Bandelette offen erhält, wenn man verdünnende und auflösende Einspritzungen macht, wenn man den Kranken stark einathmen und dadurch gleichsam das Blut durch die Wunde ausdrucken läßt, und wenn man ihn so legt, daß die Wunde am niedrigsten Theile der Brust ist. Aber gegen alle diese gebräuchlichsten Mittel das Blut aus der Brusthöhle auszuleeren, hat der V. etwas einzuwenden. Freylich, sagt er, ist die Gegenöffnung nicht nöthig, wenn die Wunde so beschaffen ist, daß sie dem ergoßnen Blute wirklich einen freyen und ungehinderten Ausfluß verstattet, so bald man den Kranken in die gehörige Lage bringt: aber selten ist die Wunde so beschaffen. Oft ist sie zu enge; oft dringt das verwundende Instrument so schief in die Brust, daß die innre Oeffnung der Wunde von der äussern sehr entfernt ist; die Entzündung und Geschwulst, die gar bald erfolgt, verengert oder schließt die Wunde: und nun fragt sichs, ob man in diesen Fällen nicht besser thut, wenn man an einem bequemen Orte eine neue Oeffnung macht, als wenn man die Wunde erweitert. Der V.

behauptet,

behauptet dieſes; und zwar mit folgenden Gründen.

Das in der Bruſthöhle ergoßne Blut kommt entweder aus einer verletzten Lungen- oder Ribbenader: in beyden Fällen iſt die verletzte Ader, die die innre Hämorrhagie verurſacht, in der Nähe der äuſſern Bruſtwunde, und man kann daher weder eine Sonde, noch eine Bandelette in die Wunde bringen, ohne die Hämorrhagie zu erneuern. Auch die Einſpritzungen erneuern die Hämorrhagie, vornemlich wenn die Feuchtigkeit mit einiger Gewalt eingeſpritzt wird. Gemeiniglich erregen die Einſpritzungen einen Huſten, und auch dadurch erregen ſie die Hämorrhagie von neuen. Dies alles hat man bey der Gegenöffnung, die von der verletzten Ader entfernt iſt, nicht zu fürchten. Wenn eine Lungenader geöffnet iſt, würde man ſehr unvernünftig handeln, wenn man dem Kranken ſtark einathmen, und dadurch das in der Bruſthöhle ergoßne Blut ausdrucken laſſen wollte. Bey dieſer gewaltſamen Ausdehnung der Lunge würde die verlezte Ader gewiß von neuen zu bluten anfangen, und man würde alſo die Menge des in die Bruſthöhle ergoßnen Blutes durch eben das Mittel vermehren, wodurch man ſie zu vermindern ſucht. Ja ſo gar in dem Falle, wo die Wunde ſehr niedrig iſt, zuweilen eine Gegenöffnung nöthig. Es geſchiehet nämlich zuweilen, daß ſich

ein

ein Klumpen geronnen Blut innerlich an die Wunde legt; es ist nicht immer sicher, diesen Klumpen auszuziehen oder wegzustossen, denn nicht selten steht er in einiger Verbindung mit der verlezten Ader. Oft ist auch am Orte der Wunde die Lunge an die pleura gewachsen. In allen diesen Fällen ist eine Gegenöffnung nöthig; in diese kann man einspritzen, Sonden bringen, Bandeletten legen ohne irgend eine Unbequemlichkeit zu erregen. Sobald die Gegenöffnung gemacht ist, kann man die Wunde zuheilen lassen.

Von den Zeichen der Ergießungen des Bluts in die Brusthöhle. Diese Zeichen sind sehr betrüglich. Man hat gesehen, daß man eine nicht penetrirende Wunde mit Wiecken anfüllte, und die Folgen der durch dieses Verfahren erregten Entzündung für die Zufälle einer Blutergießung hielt. Wenn der Kranke einen sehr schweren Othem hat, eine Schwere auf dem Zwergfelle fühlt, auf dem Rücken und der gesunden Seite nicht liegen kann, in Ohnmacht fält, glaubt man von einer Ergießung in die Brusthöhle ganz gewiß zu seyn. Der V. erzählt einen Fall, wo fast alle diese Zeichen zugegen waren, obgleich kein Tropfen Blut in der Brusthöhle befindlich, ja die Wunde nicht einmal bis in die Brusthöhle gedrungen war. Er vermuthet, daß sie in diesem Falle von der Verletzung eines Nervenasts

astes oder einiger Flechsenfibern des Brustmuskels entstanden; sie verschwanden, nachdem man dem Kranken eine Ader geöffnet, und die Wunde mit erweichenden Breyen bedeckt hatte.

So wie es zuweilen geschieht, daß man Zufälle die von äussern Verletzungen entstehen, für Zufälle einer Ergießung hält, und eine Ergießung vermuthet wo keine ist; so kann es auch zuweilen geschehen, daß man die wahrhaften Zufälle der Ergießung nicht entdeckt, und da, wo wirklich eine Ergießung ist, keine vermuthet. Einen Fall, wo dieses geschahe, erzählt der V. Ein Mann bekam einen Strich zwischen die dritte und vierte wahre Ribbe der rechten Seite. Das Othemhohlen war eben nicht gar sehr schwer, er empfand keine Schwere auf dem Zwergfelle, mit einem Worte, es war kein Zufall da, woraus man mit einiger Gewisheit eine Blutergießung hätte vermuthen können, die Beängstigung ausgenommen, die der Kranke empfand, so bald man ihn auf den Rücken oder die gesunde Seite legte. Nach einigen Tagen bemerkte man äusserlich eine Ecchymosis, die drey queer Finger unter der Wunde anfing, und sich bis ans Hüftbein erstreckte. Der V. sahe dieselbe als ein gewisses Zeichen einer Blutergießung an, und rieth zur Operation. Sein Rath aber ward nicht befolgt; der Kranke starb, und

als

als man ihn öffnete, fand man sechs Pfund Blut in der Brusthöhle. Die Ecchymosis hält der V. für eines der sichersten Zeichen der Ergießung. Sie unterscheidet sich von der Ecchymosis gar sehr, die die Folge einer äussern Quetschung ist; denn sie entsteht nicht sogleich, sondern allezeit erst einige Tage nach geschehener Verletzung; sie befindet sich immer auf der Seite der Brust, in der die Ergießung ist; sie entsteht immer in der Gegend der kurzen Ribben, und hat die Farbe, die die Flecken haben, die man am Unterleibe toder Körper wahrnimmt: dahingegen die durch eine äussere Quetschung verursachte Ecchymosis immer sogleich entstehet, dunkelroth ist, und ihren Anfang in der Wunde selbst nimmt. Der V. glaubt, daß der dünnere Theil des in die Brusthöhle ergoßnen Bluts durch die Pleura unter die Haut dringt, und diese Ecchymosis verursacht. Etwas ähnliches geschiehet auch, wenn Eyter oder Wasser in der Brust ist; in diesem Falle entsteht ein Oedem. — Die Verschiedenheit in der Erscheinung der Zufälle der Blutergießung hängt vielleicht von einer Verwachsung der Lunge an die Pleura ab.

Von der Amputation der grossen Gliedmaassen. Man hat verschiedne Mittel vorgeschlagen, die Hervorragung des Knochens, die vornemlich nach der Ablösung des Schenkels zu entstehen pflegt,

zu verhüten. Unter diesen Mitteln verdienen vornämlich die Kreuznath, die Heftpflaster, und der doppelte Schnitt einige Aufmerksamkeit. Der doppelte Schnitt hat den meisten Beyfall erhalten, und er verdient ihn nach der Meynung des V. nicht. Daß die erspahrte Haut zuweilen zu sehr hervorhängt, schlaff oder hart wird, und abgeschnitten werden muß, hat der V. nie gesehen; aller daß dieser Handgriff die Operation offenbar verlängert, die Schmerzen vermehrt, und die Hervorragung des Knochen nicht verhütet, beweißt die tägliche Erfahrung. Die Amputation mit Lappen verhütet zwar diese Hervorragung gewiß; aber sie ist so schmerzhaft und langweilig, und mit so vielen Unbequemlichkeiten verbunden, daß sie wohl schwerlich je einen allgemeinen Beyfall erhalten wird.

Herr Louis hat in einigen Abhandlungen über diese Materie, die in den Schriften der Akademie der Wundärzte zu Paris befindlich sind, verschiedne andre Mittel vorgeschlagen: aber auch diese verwirft unser Verfasser. Man muß, sagt H. Louis, ehe man den Knochen absägt, das Fleisch mit der gespaltnen Kompresse so stark, als möglich, zurück ziehen, und die Binde zuerst an den obersten Theil des Gliedes, an welchem die Operation geschehen ist, legen, und sie dann in schiefen Gängen herunter nach dem

dem Stumpfe führen. Die Binde, sagt er, wenn sie auf diese Art angelegt wird, druckt das Fleisch herunter nach dem Stumpfe zu, befestigt die Muskeln, und verhindert sie, sich zurück zu ziehen, und den Knochen zu entblösen. Daß die Vorschläge des H. Louis eben so wenig Beyfall verdienen, als die vorhergehenden, beweisen vornemlich zwey Operationen, die H. Pouteau und Puy verrichtet hat. Man verrichtete dabey alle Handgriffe aufs genaueste nach der Vorschrift des H. Louis, und dennoch erfolgte eine sehr starke Hervorragung des Knochen. Die Bandage verursachte die heftigsten Schmerzen, der Stumpf schwoll auf, und gab eine Menge blutiges Wasser von sich, und der Kranke starb wenige Tage nach der Operation. Alle diese Zufälle sind offenbar der Bandage zuzuschreiben.

Der V. schlägt einen ganz neuen Handgriff vor, der die Hervorragung des Knochen ganz gewiß verhütet. Man muß, sagt er, das Glied in einer solchen Lage amputiren, in welcher die Muskeln desselben so viel als möglich gespannt, und verlängert sind; ein jeder Muskel desselben muß in dem Augenblicke, in welchem er zerschnitten wird, so viel als möglich gespannt und verlängert seyn. Der Schenkel muß also, indem die äussere Seite desselben durchschnitten wird, in der stärksten Adduktion, indem die vor-

dere Seite durchschnitten wird, in der stärksten Extension, indem die innere Seite durchschnitten wird, in der stärksten Abduktion, und endlich wenn die hintere Seite durchschnitten wird, in der stärksten Flexion seyn. Wenn man, sagt er, diese Regel beobachtet, wird man sehen, daß nicht allein das Fleisch, sondern auch die Haut nach der Operation weit mehr über den Knochen hervorragt, als wenn man den doppelten Schnitt und alle sonst gewöhnliche Handgriffe gemacht hat. Freylich muß bey dieser Methode die Lage des Schenkels während der Operation einigemal verändert werden, aber die Unbequemlichkeit die daraus entstehet, ist ganz geringe.

Von dem Hauptgrundsatze bey der Vereinigung der Wunden. Die Binde die H. Louis nach der Amputation des Schenkels anrathet, hindert die Zurückziehung der Muskeln nicht; dies thut sie nicht, thut überhaupt keine Binde, wenn sie auch so fest angelegt wird, daß sie die Bewegung des Bluts durch die Blut- und Pulsadern gänzlich hemmt. Verschiedne Versuche, die der V. sowol an lebendigen als todten Körpern gemacht hat, beweisen dieses. Er wickelte um den ganzen Schenkel eines Menschen eine Binde so fest als möglich, und dennoch bewegte dieser Mensch den Schenkel ganz leicht und frey. Gesetzt auch, daß man durch dergleichen

Binde

Binden die Verkürzung der Muskeln verhüten könnte, so müßte man sie gewiß in diesem Falle so fest anlegen, daß der kalte Brand erfolgen würde.

Es kommt bey der Vereinigung der Wunden allein auf die Lage des verwundeten Gliedes an. Die Entfernung der Ränder einer Wunde, die man bemerkt, wenn man einen Muskel queer durchschneidet, hängt blos von der Ausdehnung ab, in welcher sich der Muskel befindet, indem er zerschnitten wird. Ist der Muskel zu der Zeit gar nicht ausgedehnt, gespannt und verlängert, so ziehen sich die Ränder der Wunde gar nicht von einander. Wenn man z. E. indem der Arm in der stärksten Beugung ist, den zweyköpfigen Muskel queer durchschneidet, erfolgt eine Wunde, die einem rothen Streife gleicht, und deren Lippen sich nicht im geringsten von einander entfernen. Läßt man hingegen den Arm so stark als möglich ausstrecken, indem man diesen Muskel queer durchschneidet, so erfolgt eine sehr breite klaffende Wunde. Es ist also leicht einzusehen, daß wenn ein Muskel während der Ausdehnung zerschnitten worden, und folglich die Wunde sehr breit und klaffend ist, man blos durch eine Veränderung der Lage des verletzten Gliedes den zerschnittnen Muskel so stark als möglich erschlaffen darf, um die Ränder der Wunde an einander zu bringen. Nur allein der An-

tagoniſt zieht die zwey Theile eines zerſchnittnen Muſkels von einander; will man, daß ſie dieſe zwey Theile berühren, ſo darf man nur die Wirkung des Antagoniſten hemmen.

Von den Queerbrüchen der Knieſcheibe. Viele halten dieſe Brüche für unheilbar; der V. behauptet, daß ſie ſehr leicht zu heilen ſind. Einige ſuchen die Urſachen der Schwierigkeiten, die ſich bey den Queerbrüchen dieſes Knocheu ereignen in der ſchwammichten Subſtauz dieſes Knochen, andre in ſeiner beſondern Lage und Verbindung. Aber darinnen liegen die Urſachen gewiß nicht; es iſt bekannt, daß die länglichen Brüche dieſes Knochen ſehr leicht heilen, und die Subſtanz und Verbindung der Knieſcheibe müßte eben ſowohl auf dieſe als auf jene Brüche wirken. Freylich die Maſchinen und Bandagen, womit man die Extenſores cruris, die das obere Stück der zerbrochnen Knieſcheibe herauf ziehen, und von dem untern entfernen, zu verlängern ſucht, ſind unzureichend; denn wenn ſie dieſe Wirkung äuſſern ſollten, müßten ſie ſo feſt angelegt werden, daß ſie die heftigſten Zufälle verurſachten. Aber man hat dieſe Binden nicht nöthig. Man kann die Stücken der Knieſcheibe ſo nahe an einander bringen, daß ſie ſich in allen Puncten berühren, ohne dieſen Theilen die geringſte Gewalt anzuthun. Es kommt hier

blos

blos auf die Lage des Körpers an, in welcher die extensores cruris so wenig als möglich gespannt sind. Es muß also der Schenkel und das Schienbein eine gerade Linie, und diese Linie mit dem Körper einen rechten Winkel machen. In dieser Lage kann das obere Stück der Kniescheibe leicht so weit herunter gebracht werden, daß es das untere berühret. Diese Lage ist auch in dem Falle nothwendig und hinreichend, wo das ligamentum patellae zerrissen oder vom Schienbeine abgesondert ist.

Von der Verrenkung der Kniescheibe. Fast alle Schriftsteller halten es für etwas sehr leichtes, eine verrenkte Kniescheibe zu reponiren; und dennoch ists sehr schwer, ja unmöglich, wenn man dabey nach ihren Vorschriften verfähret. **Plattner, Heister, Petit, du Verney** schienen zu glauben, daß es dabey ganz allein auf die ausgestreckte Lage des Fusses ankommt; sie sagen, man solle den Fuß so stark ausstrecken, daß er mit dem Schenkel eine gerade Linie macht, und dann die Kniescheibe reponiren. Der V. gedenkt eines Falles, in welchem einer der vornehmsten Wundärzte zu Paris nach dieser Vorschrift handelte, und dennoch auf keine Art und Weise die verrenkte Kniescheibe an ihren natürlichen Ort zurück bringen konnte, so daß er sich endlich entschloß, die Kapsel zu öffnen, und die Knie-

ſcheibe vermittelſt eines Hebels zurück zu drucken. Dadurch erhielt er zwar ſeine Abſicht, erregte aber auch ſehr heftige Zufälle. Es iſt leicht einzuſehen, daß wenn die Extenſores cruris geſpannt ſind, die Knieſcheibe feſt und unbeweglich ſeyn muß, und hingegen beweglich wird, ſobald dieſe Muſkeln erſchlaft werden. Wenn man alſo eine verrenkte Knieſcheibe reponiren will, muß man vornemlich darauf ſehen, daß dieſe Muſkeln ſo ſtark als möglich erſchlaft ſind. Und wie kann man ſie denn erſchlaffen? Wenn man den Fuß nicht allein ſo ſtark ausſtreckt, daß er mit dem Schenkel eine gerade Linie macht, ſondern auch vornemlich den Schenkel ſo ſtark beugt und ſo nahe an den Unterleib bringt, als nur möglich iſt. In dieſer Lage des Körpers läßt ſich eine verrenkte Knieſcheibe ſehr leicht reponiren; dies beweißt der V. durch eine Wahrnehmung.

Von der Haaſenſchaarte. Es giebt Wunden deren Ränder ſehr ſchwer zuſammen zu bringen ſind; nicht wegen der Stärke des zerſchnittnen Muſkels, ſondern wegen der verſchiednen Richtung der Fiebern deſſelben und ſeiner Antagoniſten. Zu dieſer Gattung von Wunden gehört die Haaſenſchaarte. Die Nath, wodurch man dieſe zu vereinigen ſucht, hat H. Pibrac längſt verworfen. Die Bandagen, die man an ihrer Statt vorgeſchlagen hat, leiſten bey weitem

nicht

nicht Genüge. Die Ränder dieser Lippenwunde lassen sich nicht immer so leicht an einander bringen und erhalten, als ein gewisser neuer Wundarzt (H. Louis) behauptet hat, wenigstens sind die Mittel der Vereinigung, die bey einer frischen einfachen Wunde der Lippen hinreichend sind, nicht immer bey einer angebohrnen Haasenschaarte zureichend. Die Ränder einer einfachen frischen Lippenwunde ziehen sich wenig voneinander; der V. hat gesehen, daß solche Wunden vollkommen geheilt sind, und nicht die geringste Unförmlichkeit hinterlassen haben, ob man sie gleich nur ganz einfach verband, und ihre Ränder ganz und gar nicht an einander befestigte. Wenn man eine angebohrne Haasenschaarte auf diese Art behandeln wollte, würde man seine Absicht gewiß nicht erreichen; hier wird eine Gewalt erfordert, die die Ränder der Wunde zusammen hält. Man könnte daraus schliessen, daß Haasenschaarten, nicht, wie H. Louis behauptet, durch eine bloße Trennung der Theile, sondern wirklich durch einen Verlust an Substanz verursacht würden.

Der V. hat ein Instrument erfunden, womit man die Ränder einer operirten Haasenschaarte leicht zusammenziehen und erhalten kann. Es besteht aus zwey Zangen, deren Aeste parallel sind, damit der Druck den sie verursachen, in allen Punk-

ten gleich stark ist. Man muß ein wenig Leinwand umwickeln, um den Druck zu mindern. Diese 2 Zangen legt man zu beyden Seiten der Wunde, einen Finger breit vom Rande derselben an die Lippe, und befestigt sie daran vermittelst einer Schraube. Eine andre Schraube am untern Ende der Zangen, zieht diese zwey Zangen, und also auch die Ränder der Wunde, an welchen sie befestigt sind, wenn sie umgedrehet wird, zusammen. (Aber kann man gegen dieses Instrument nicht eben dieselben Einwürfe machen, die der V. gegen die Bandage des H. Louis nach der Amputation des Schenkels gemacht hat?)

Neun Briefe voll bittrer Vorwürfe an Herrn Louis machen den Beschluß.

III.

Observations on the external Use of Preparations of Lead with some general Remarks on Topical Medicines. By John Aikin, *Surgeon. London, for Johnson.* 1771. 8. 104. Seiten.

Dieser Schriftsteller hat die Goulardschen Sätze von dem Bleymitteln geprüft, und theilt uns in dieser Schrift das Resultat seiner Versuche und Bemerkungen mit. Herr Goulard wird gelobt und gedadelt; und beydes verdient er, denn unstreitig geht er im Enthusiasmus weiter, als ihn die Erfahrung führt. Der erste Abschnitt enthält einige allgemeine Betrachtungen über die Wirkung der Bleymittel: im zweyten Abschnitte werden einige von den Fällen, in welchen H. Goulard die Bleymittel empfiehlt, beurtheilt.

Das Goulardsche Bleyextrat unterscheidet sich vom gemeinen Bleyeßig durch nichts, als den Grad der Concentration; dieser hängt indessen gar sehr von der Stärke des Eßigs und der Dauer des Kochens

ab,

ab, welche H. Goulard nicht einmal genau bestimmt. Vom Bleyzucker unterscheidet es sich blos dadurch, daß es mehr Eßigtheilchen hat; vielleicht ist es wirksamer als dieser, denn der Eßig unterstützt die Wirkung des Bleyes in vielen Fällen gar sehr. Die Salbe des H. Goulards, die aus Bleyextrakt und Seife besteht, hält der V. für eine sehr unwirksame Composition. Nothwendig, sagt er, vereinigen sich die Eßigtheilchen des Bleyextrakts mit dem Alkali der Seife, und verlassen die Bleytheile, die alsdann ein unwirksamer Kalk werden.

Herr Goulard behauptet, daß die feinen aufgelößten Bleytheilchen in die Oeffnungen der Haut dringen, die verdickten Säfte auflösen, und die Verstopfungen zertheilen. Dies leuchnet der Verfasser. Es ist, sagt er, sehr wahrscheinlich, daß ein Arzneymittel, wenn es in die Blutmasse kommt, dieselben Wirkungen hervorbringt, es mag durch den Mund und die Milchgefäße, oder durch die Oeffnungen der Haut dahin gelanget seyn. Quekßilber erregt, äusserlich gebraucht, eben sowol den Speichelfluß, als wenn es innerlich genommen wird: ja so gar Purgiermittel, die doch nur eine örtliche Wirkung auf einen besondern Theil zu haben scheinen, wirken oft, äusserlich gebraucht, eben sowohl als innerlich genommen. Daß das Bley, wenn es innerlich

nerlich genommen wird, sehr üble Wirkungen hat ist bekannt, und auſſer allen Zweifel. Zwar scheinen diese Wirkungen anfangs nur örtlich zu seyn, und sich auf den Magen und die Därme einzuschränken; aber die Lähmungen und übrigen Zufälle, die nach einiger Zeit erfolgen, beweisen hinlänglich, daß das Bley durch diesen Weg wirklich in die Blutmasse gelangt, und auf den ganzen Körper wirkt. Diejenigen, die in Bleyminen arbeiten, oder sich bey andern Gelegenheiten Bleydämpfen aussetzen, bekommen dieselben Zufälle. Ohne Zweifel kommen in diesem Falle die Bleytheilchen durch die Lunge in den Körper: und also bringt das Bley dieselben Wirkungen hervor, es mag durch die Milchgefäſse oder die Lunge in den Körper gelangen. Sollte man daraus nicht schlieſſen können, daß es eben dieselben Zufälle auch verursachen müßte, wenn es durch die Haut in den Körper gelangt? Aber Herr Goulard versichert, daß er nach den äusserlichen Gebrauche des Bleyes nie einen von diesen Zufällen habe entstehen sehen. Und unser V. selbst sagt, daß er Bleymittel sehr oft, und unter Umständen, die die Resorption sehr befördern, gebraucht, und dennoch nie einen einzigen von diesen Zufällen darauf bemerkt habe. Könnte man daraus nicht schlieſsen, daß Bleymittel äusserlich auf die Haut gelegt, gar nicht resorbiret werden? Bekräftigt nicht diese

Meynung

Meynung selbst die styptische Eigenschaft des Bleyes, die die Gefässe zusammen zieht, und sich selbst den Eintritt in dieselbe versperret? Man siehet, mit wie wenig Wahrscheinlichkeit H. Goulard behauptet, daß die Bleytheilchen in die Gefäße der Haut dringen, die verdickten Säfte verdünnen, Verstopfungen abslösen.

Daß das Bleyextrakt eine zusammenziehende Kraft hat, ist unleugbar. Die reizende Kraft desselben ist zweifelhaft. Die Zufälle, die nach dem innern Gebrauche des Bleyes entstehen, zeugen von einer Kraft, den Einfluß der Nerven zu schwächen, ja zu hemmen; und also könnte man auch dem Bleyextrakte eine schmerzstillende Kraft zueignen. Herr Goulard behauptet, daß es auch ein Mittel wider die Fäulniß sey. Dies mag es wohl seyn, denn alle zusammenziehende Mittel mindern die Neigung zur Fäulniß, und Eßig, ein Ingredienz des Bleyextrakts, hemmt wirklich die Fäulniß. Wenn es kalt aufgelegt wird, ist es vermuthlich mehr zusammenziehend, und hingegen mehr schmerzstillend, wenn es warm gebraucht wird.

Herr Goulard behauptet, daß sein Bleyextrakt Geschwülste zertheile, und leuchnet dennoch, daß es eine zurück treibende Kraft habe. Eine Geschwulst,

die

die durch eine Anhäuffung von Säften verursacht wird, kann nur auf eine doppelte Art zertheilt werden; die angehäufften Feuchtigkeiten werden entweder zurück in die Blutmasse getrieben, oder sie werden verdünnet, und durch die erweiterten Hautgefäße ausgeleeret. Bley dringt, wie oben erwiesen worden ist, nicht in die Hautgefäße, kann die Säfte nicht verdünnen, die Gefäße nicht erweitern, (dieses verengert es vielmehr durch seine zusammenziehende Kraft,) und muß daher, wenn es dergleichen Geschwülste zertheilt, nothwendig die angehäuften Säfte in die Blutmasse zurück treiben. Aber, wird man sagen, daß Bleyextrakt wirklich eine Ausleerung durch die Haut bewirken kann, beweisen verschiedne Fälle, die H. Goulard erzählt, in welchen Bleyextrakt äusserlich auf Abscesse gelegt, gemacht hat, daß das Eyter durch die Haut schwizte, und der Abscess verschwand. Diese Fälle zieht der V. gänzlich in Zweifel; die Epidermis, sagt er, läßt, wenn sie ganz ist, nach dem Gebrauche eines Blasenpflasters nicht einmal das dünne Serum durchdringen, wie kann man glauben, daß sie dickes Eyter durchschwitzen läßt? — Das Bleyextrakt, kann man ferner einwenden, zertheilt Geschwülste ohne alle üble Folgen, die doch gewiß entstehen würden, wenn es die in der Geschwulst angehäuften schadhaften Säfte in die Blutmasse zurück triebe. Wenn

die

die in der Geschwulst angehäuften Säfte, antwortet der V., wirklich schadhaft sind, hat man auch wirklich Ursach vom Gebrauche des Bleyextrakts üble Folgen zu fürchten; daß aber dergleichen Folgen selten beobachtet werden, beweißt, daß die in der Geschwulst befindlichen Säfte selten schadhaft sind.

In vielen Fällen, in welchen H. Goulard sein Bleyextrakt empfiehlt, pflegt man sonst erweichende Mittel (Mittel, die H. Goulard fast gänzlich zu verwerfen scheinet,) zu brauchen. Diese Mittel sind von den Bleymitteln so sehr unterschieden, daß man unmöglich glauben kann, daß diese sowohl als jene in einem und eben demselben Falle mit gleichem Nutzen gebraucht werden können.

Bey Entzündungen verdienen die Bleymittel wirklich den Vorzug für erweichenden Mitteln; diese erschlaffen und vermehren die Geschwulst, jene ziehen zusammen und vermindern die Geschwulst, den Schmerz und alle Folgen der Entzündung. Aber es fragt sich, verdienen die Bleymittel auch den Vorzug vor andern zusammenziehenden Mitteln? Bleymittel scheinen langsam zu wirken, und haben, da sie nicht resorbiret werden, auf tiefliegende Entzündungen wohl wenig Wirkung.

Rosen-

Rosenartige Entzündungen vertragen erweichende Mittel nicht; Bleymittel leisten, wie der V. selbst bemerkt hat, hier gemeiniglich guten Nutzen, sind aber nur allein alsdann sicher und ohne Furcht eines üblen Erfolgs zu gebrauchen, wenn die Rose von äussern Ursachen entstanden, und eine örtliche Krankheit ist; nie wenn sie die Wirkung einer inneren Ursache, oder eine Crisis ist.

Zuweilen ist die Zertheilung einer entzündeten Geschwulst nicht möglich. Dieser Fall ereignet sich zwar vornemlich bey Entzündungen, die von innern Ursachen, und dem Absatze einer gewissen schädlichen Materie verursacht werden, doch aber auch zuweilen bey gutartigen und von äussern Ursachen erregten Entzündungen. Sobald man dies merkt, sollte man von allen Versuchen, die Geschwulst zu zertheilen, abstehen, und sogleich die Eyterung befördern. Auch in diesem Falle empfiehlt H. Goulard seine Bleymittel, und man kann wirklich nicht begreifen, in welcher Absicht, denn sie thun offenbar das Gegentheil von dem, was gethan werden soll, und verhindern die Eyterung. H. Goulard behauptet zwar, daß sie sie vielmehr befördern, ja das schon wirklich erzeugte Eyter zertheilen; aber wie ist dies möglich? die mehresten Beobachtungen, wodurch er diese besondre Wirkung der Bleymittel

zu beweisen sucht, betreffen eyternde Bubonen: es ist aber bekannt, daß diese zuweilen von sich selbst verschwinden.

Auf Wunden, die nicht sogleich geheilt werden können, sollte man allezeit gleich anfangs Eytermachende Mittel legen; denn hier ist die Eyterung unvermeidlich, und je eher sie entsteht, desto eher verschwinden die Zufälle der Entzündung. Die Bleymittel finden also hier gar nicht statt, so sehr sie auch H. Goulard in diesem Falle empfiehlt. Die englischen Wundärzte legen nach Amputation sogleich erweichende Breye auf den Stumpf; zusammenziehende Mittel müssen hier beynahe eben so wirken, als eine festangelegte Binde.

Der kalte Brand entsteht, wie bekannt ist, von innern oder äussern Ursachen. Wenn eine äussere Gewalt einen Theil mit solcher Heftigkeit trift, daß sie in einem gewissen Umfange die Organisation desselben gänzlich zernichtet, so ist der Brand unvermeidlich, ja man kann diese zernichtete Theil schon als leblos und brandig ansehen, ehe noch die Entzündung entsteht. Der Brand geht unaufhaltsam bis an die Gränzen der Zernichtung fort, und daselbst bleibt er, wenn der Körper übrigens gesund ist, von sich selbst stehen. Man hat hier nichts zu

thun,

thun, als die Absonderung des Todten vom Lebendigen zu befördern; und diesen Endzweck erreicht man am sichersten durch erweichende Mittel. Da aber diese Mittel die Fäulniß befördern, pflegt man sie gemeiniglich mit gelinden der Fäulniß widerstehenden Mitteln zu vermischen. Ein solches Mittel ist Bleyextrakt, welches hier den Vorzug vor geistigen und andern Mitteln von dieser Art, die zwar der Fäulniß stark widerstehen, aber auch zugleich die Eyterung und Absonderung hemmen, verdient. Wenn aber der kalte Brand die Folge einer allgemeinen Schwäche des Körpers ist, verdienen erhitzende und reizende Mittel den Vorzug vor erschlaffenden.

Was Herr Goulard von den Wirkungen des Bleyextrakts auf harte Geschwülste (scirrhos) behauptet, bestätigt weder die Theorie noch die Erfahrung. Bley hat, wie oben schon bewiesen worden, keine auflösende Kraft; und wenn, wie es denn sehr wahrscheinlich ist, dergleichen Geschwülste mehrentheils aus innern Ursachen entstehen, möchten wohl überhaupt äussere Mittel wenig gegen sie vermögen.

Bey Geschwüren von innern Ursachen läßt sich wohl wenig von äusserlichen Arzneymitteln erwarten: indessen befördern sie doch zuweilen die Wirkung der innern Mittel. Krebshafte, venerische Geschwüre,

und Geschwüre an den Füssen, haben gemeiniglich verhärtete Ränder. Diese Verhärtungen suchte man sonst durch Etzmittel zu vernichten; jetzt weiß man, daß sie durch erweichende Mittel am besten gehoben werden. Beym Gebrauche dieser Mittel und der Beobachtung einer horizontalen Lage wird der harte Rand des Geschwüres nach und nach weich, roth, empfindlich, und das Geschwür fängt an zu heilen. Was hier Bleyextrakt thun soll, ist nicht wohl zu begreifen. H. Goulard versichert, daß es die Verhärtungen in Geschwüren eben so gewiß hebe, als Quecksilber die Lustseuche, und schreibt diese Wirkung der auflösenden Kraft desselben zu; aber es hat keine auflösende Kraft; es ist zusammenziehend, wie kann es denn den Callus erweichen und auflösen. — Zuweilen sind die Ränder eines Geschwüres schlaff und schwammigt. So sind fast allezeit die Ränder der scrophulösen Geschwüre. Hier sind reizende stärkende Mittel nöthig. Bleymittel leisten hier gute Dienste, noch bessere aber diejenigen Mittel, die zugleich reizen und stärken.

Die üble Beschaffenheit der Materie in Geschwüren ist sehr verschieden, immer aber die Folge eines innern Fehlers. Indessen können doch äussere Mittel dieselbe vermindern oder vermehren. Oelichte Mittel befördern die Fäulniß gar sehr, und sollten daher

daher bey der Cur unreiner Geschwüre auf das sorgfältigste vermieden werden. Wenn die Materie eine besondre Neigung zur Fäulniß hat, sind äussere, die Fäulniß hemmende Mittel sehr zuträglich; und in diesem Falle ist das Goulardsche Bleywasser wirklich ein sehr dienliches Mittel. Da durch die Schärfe der Materie das Geschwür gemeiniglich zugleich schmerzhaft wird, kommt auch die schmerzstillende Kraft dieses Wassers gemeiniglich hier gar sehr zu statten.

In venerischen und krebshaften Geschwüren ist eine ganz besondere Art von Schärfe. Gegen die Schärfe der erstern haben wir ein Specificum, das Queckſilber; die krebshafte Schärfe aber kann nichts tilgen. Mindern können sie vielleicht gelinde Mittel wieder die Fäulniß, z. E. das Goulardsche Wasser, denn sie scheint wirklich von faulichter Art zu seyn. Aber Herr Goulard erwartet hier von seinen Bleymitteln weit mehr, er findet in ihnen wirklich eine specifike Kraft gegen den Krebs. Diese möchte nun wohl auſſer ihm niemand darinnen entdecken. Sollte ja noch einmal ein Mittel wider den Krebs entdeckt werden, so wird es gewiß kein äusserliches Mittel seyn.

Mit der zuversichtlichen Dreistigkeit einer vielfältigen Erfahrung verwirft der V. alle erweichende Mittel bey scrophulösen Geschwüren, einer Gattung von Geschwüren, in welchen allezeit eine widernatürliche Erschlaffung der festen Theile bemerkt wird, und empfiehlt reizende und zusammenziehende Mittel. Diese, von welcher Art sie auch sind, auch die einfachsten, z. E. kalt Wasser, und noch vielmehr Meerwasser, verursachen gemeiniglich gar bald eine heilsame Veränderung. Auch das Bleyextrakt verdient hier empfohlen zu werden.

Eine sehr hartnäckige Krankheit ist die Steifigkeit der Gelenke. Aeussere Mittel dringen selten bis auf den Sitz der Krankheit. Auch sind die Ursachen derselben nicht bekannt genug. Die Verdickung des Gliedwassers ist wol nichts als ein thörichter Einfall eines Stubengelehrten; und dennoch empfiehlt H. Goulard sein Bleywasser vornemlich in Rücksicht auf diese Ursache als ein auflösendes und zertheilendes Mittel wider die Steifigkeit der Gelenke gar sehr. Die Ursache der Steifigkeit eines Gliedes, das lange nicht bewegt worden ist, scheint ihren Sitz vornemlich in den Flechsen des Gliedes zu haben. Zuweilen ist diese Krankheit die Folge einer äussern Verletzung, oft auch eines Gliedschwamms, einer Krankheit, die sehr hartnäckig, und wohl immer einem

nem scrophulösen Gifte zuzuschreiben ist. Entsteht die Unbeweglichkeit des Gliedes von einer Steifigkeit der Sehnen, so muß man erweichende Mittel brauchen. Die Entzündung des Gelenks erfordert antiphlogistica; das Bleywasser gehört zu diesen Mitteln, doch ist es in diesem Falle eben nicht eines der vorzüglichsten, denn die Entzündung liegt hier tief, und die Bleymittel gelangen nicht dahin. Ist die Krankheit alt und mit einer Steifigkeit der Gelenkbänder verbunden, so ist sie sehr schwer zu heilen. Das Tropfbad, ein Mittel, das in Frankreich mehr im Gebrauche ist, als in England, soll zuweilen gute Dienste geleistet haben. In allen denen Fällen, wo H. Goulard sein Bleywasser mit Nutzen wider diese Krankheit gebraucht hat, hat er es warm und als ein Tropfbad gebracht. Vielleicht ist der gute Erfolg mehr der Wärme als den Bestandtheilen dieses Mittels zuzuschreiben. Den Gliedschwamm hält der V. fast für eine unheilbare Krankheit. Sehr selten hat er gesehen, daß äussere Mittel etwas vermocht haben. So lange, sagt er, kein Mittel wider die scrophulöse Cacochymie bekannt ist, wird der Gliedschwamm auch wohl unheilbar bleiben.

Die Wirkung der Bleymittel in den Flechten und der Krätze beurtheilt der V. gleichfalls. Es verlohnte sich der Mühe, zu untersuchen, ob diese

Hautkrankheiten wirklich immer mit einer Verderbnis der Säfte des Körpers verbunden sind. Der V. vermuthet, daß sie es nicht sind. Sind wohl, sagt er, in irgend einem Körper mit mehrerm Rechte reine und unschädliche Säfte zu vermuthen, als in dem Körper eines neugebohrnen Kindes? Und dennoch schreibt man den rothen Ausschlag, den man so oft an solchen Kindern wahrnimmt, einer innern Verderbnis der Säfte zu, obgleich die tägliche Erfahrung zeigt, daß alle Abführungen hier unnöthig sind. Ein Kind kommt, wenn es gebohren wird, aus einer feuchten Wärme in eine kalte und trockne Luft. Sind nicht die Hautausschläge, zu denen Kinder so sehr geneigt sind, vielleicht dieser großen Veränderung, und der Feinheit ihrer Haut, auf die jede Schärfe, jeder Reiz stark wirkt, zuzuschreiben? Sollte man überhaupt die mehresten Hautkrankheiten nicht vielmehr einer äussern Schärfe als einer innern Verderbnis der Säfte zuschreiben können? Gewiß ist es wenigstens, daß Hautkrankheiten am allerhäuffigsten in denen Gegenden, und unter der Gattung von Menschen bemerkt werden, wo Unsauberkeit herrscht. Indessen ist wohl nicht zu leugnen, daß diese Krankheiten zuweilen wirklich durch eine Schärfe der Säfte verursacht werden. — Herr Goulard versichert, daß sein Bleywasser ein sehr wirksames Mittel wider die

Flechten

Flechten sey, und die Erfahrung des V. und vieler andrer Wundärzte beweißt es wirklich. Aber wenn er behauptet, daß die Flechten zuweilen eine örtliche Krankheit sind, zuweilen aber von einen innern Fehler der Säfte entstehen; wenn er behauptet, daß zurücktreibende zusammenziehende Mittel nur im ersten Falle, seine Bleymittel aber in beyden Fällen sicher zu brauchen sind, so irrt er. Bleymittel sind zurücktreibende zusammenziehende Mittel, und müssen, wenn die Flechten durch eine Verderbnis der Säfte verursacht werden, nothwendig schaden. Oder aber ist es wirklich wahr, daß sie H. Goulard allezeit ohne Nachtheil gebraucht hat, so kann man daraus sicher schließen, daß die Flechten allezeit eine örtliche Krankheit sind.

Die Wirkung der Bleymittel in der Krätze erhebt H. Goulard sehr, und die Erfahrung zeigt, daß sie in dieser Krankheit wirklich sehr gute Dienste thun. Unser V. gehört zu denen, welche glauben, daß die Krätze durch kleine Würmer verursacht wird, und erklärt dadurch die specifike Wirkung des Schwefels, dessen Dämpfe allen Thieren tödlich sind. Man verwirft jezt, sagt er, die Purgier- und blutreinigenden Mittel, und verläßt sich ganz allein auf den Schwefel. Der Vorzug, den er für dem Quecksilber und allen andern Mitteln verdient, ist durch eine Menge Erfahrungen ganz ausser allen Zweifel

gesetzt. Es fragt sich also, ob man etwas dabey gewinnen würde, wenn man den Schwefel verwürfe, und an dessen Statt Bley brauchte. Das Bley hat nur eine örtliche Wirkung, und müßte daher auf alle Stellen der ganzen Ueberfläche des Körpers applicirt werden. Möchte es aber nicht vielleicht schädlich seyn, die ganze Ueberfläche des Körpers mit einer zusammenziehenden Feuchtigkeit zu benetzen, die vielleicht die Ausdünstung hemmt, und andre Arten von Hautausschlägen, die zu gleicher Zeit da sind, in den Körper zurück treibt. In Feldlazarethen ist man oft genöthigt, Kranke zu gleicher Zeit von der Lustseuche und der Krätze zu befreyen; und hier möchte es wol nicht rathsam seyn, den ganzen Körper eines Menschen, der Queckssilber nimmt, mit Bleywasser zu waschen.

Auf eingesperrte Brüche sollte man keine erweichende Mittel legen. Es ist thöricht zu glauben, daß sie den Bauchring erweitern, und die Zurückbringung des Bruchs erleichtern; sie erschlaffen die vorgefallnen Theile, vermehren das Eindringen der Säfte und die Geschwulst, und vermindern dadurch die Möglichkeit, den Bruch zurück zu bringen. Reizende und zusammenziehende Mittel hingegen vermindern die Geschwulst, und erleichtern dadurch die Zurückbringung der vorgefallnen Theile. Der V. hat gesehen, daß das Goulardsche Bleywasser

hier

hier sehr gute Dienste geleistet hat. Aber weit mehr als diese und alle andre Mittel leistet ein lang anhaltender und nach und nach vermehrter äusserlicher Druck auf den Bruch. Dieser ist auch sehr zuträglich beym Vorfalle des Mastdarms und der besondern Geschwulst der Vorhaut, die man oft bey jungen Kindern bemerkt. Diese Geschwulst verschwindet oft in kurzer Zeit, wenn man sie gelinde und lange druckt.

Daß die Bougies bey Verstopfungen der Harnröhre eine sehr grosse Wirkung thun, ist ausser allem Zweifel; auf was Art und Weise sie aber diese Wirkung thut, ist noch nicht ausgemacht. Herr Daran behauptet, daß sie eine Eyterung erregen; Herr Goulard glaubt, daß seine Bleybougies auflösen und zertheilen; Herr Scharp glaubt, daß sie blos auf eine mechanische Art die Harnröhre ausdehnen und erweitern. Herr Daran schreibt seinen Bougies eine specifike Kraft, durch die sie sich von allen andern Bougies unterscheiden, zu. Herr Goulard zieht die seinigen auch allen andern vor. Scharp und die tägliche Erfahrung beweisen, daß kein Bougie den Vorzug vor andern verdient, und daß alle insgesamt, von was für Art sie auch sind, auf gleiche Art wirken, mit gleichem Nutzen gebraucht werden, wenn sie nur die gehörige Gestalt haben, und auf die gehörige Art gebraucht werden.

Und

Und man fängt jezt wirklich an, sich mehr um die äussere Gestalt der Bougies, als um die Materie, woraus sie bestehen, zu bekümmern. Es ist also wohl offenbar, daß die Wirkung der Bougies nicht von einer besondern Kraft ihrer Bestandtheile, sondern von ihrer äusserlichen Gestalt abhängt, und daß sie vermöge derselben, den Harngang blos mechanisch erweitern und ausdehnen. So wirken Wieken von Preßschwamm in ähnlichen Fällen. Man siehet also, daß diejenigen Bougies die besten sind, die aus einer Materie bestehen, welche in einem feuchten und warmen Orte stark aufschwillt. Bougies, in welchen metallische Theile sind, dergleichen sind die Goulardschen, verdienen also gewiß keinen besondern Vorzug. Die Eyterung, welche die Bougies zuweilen erregen, kann man aus dem mechanischen Drucke auf empfindliche und zarte Theile erklären. Oft haben auch die scharfen Bestandtheile der Bougies viel Theil daran.

IV.

Traité du Rakitis, ou l'art de redreſſer les Enfans contrefaits, par M. Le Vacher de la Feutrie, *Docteur en Medecine de l' Univerſité de Caen, et Docteur Regent en la meme Faculté de l' Univerſité de Paris. à Paris chez Lacombe*, 1772. 8. 446 Seiten.

Man ſieht es dem V. ſehr deutlich an, daß er durchaus ein großes Buch hat ſchreiben wollen. Die Lettern ſind ſo groß, der Druck ſo weitläuftig, der Inhalt ſo gedehnt, der leeren Worte ſo viel, daß dem Leſer die Aufmerkſamkeit gar oft entwiſcht. Indeſſen liegt doch mancherley Brauchbares hin und wieder in dieſem Buche zerſtreuet; auch ſpricht der V. in demſelben von Krankheiten, deren Heilung er zu ſeinem Hauptgeſchäfte gemacht zu haben ſcheint. Er verdient daher gar wohl, gehört zu werden.

Er geht ſehr ordentlich zu Werke, und handelt zuerſt von der Geſchichte und Etymologie der Rhachitis.

chitis. Er findet im Hipogrates und Paraeus, ja so gar im Horaz Beweise, daß diese Krankheit nicht neu, sondern schon längst bekannt gewesen ist. Aber die wahre Ursach und Natur dieser Krankheit ist noch bis jezt nicht bekannt gewesen. Die Rhachitis, sagt er, ist eine widernatürliche Krümmung des Rückgrads und der langen Knochen. Die Knochen allein sind der Sitz der Krankheit; denn in diesen Theilen des Körpers äussert sich die Krankheit vorzüglich; so bald sie entsteht, erscheinen die Wirkungen derselben in den Knochen, und sie verschwinden wieder, so bald die Krankheit aufhört. Die Rhachitis ist keine allgemeine Krankheit des ganzen Körpers; denn wie bald würden nicht die weichen, fleischichten Theile von einer Krankheit zernichtet werden, die die Knochen so heftig angreift! Die Rhachitis hat auch nicht ein eignes besonderes Gift, und daher auch nicht ihren Sitz in den flüßigen Theilen des Körpers; denn rhachitische Kranke leben oft gesund und lange, dies könnten sie nicht, wenn ein Gift in ihrem Körper wäre. Ein Gift greift den ganzen Körper an, und ist ansteckend; die Rhachitis aber ist keine ansteckende Krankheit. Wir lassen es dahin gestellt seyn, ob diese Raisonnements unsern Lesern Gnüge leisten werden.

Die

Die Rhachitis ist allezeit mit einer Schwäche in den Knochen, nicht aber in den übrigen festen Theilen des Körpers verbunden. Wie viele Rhachitische sind stark und bey Kräften, und haben, die Knochen ausgenommen, in keinem Theile des Körpers einen Fehler! Zuweilen bemerkt man zwar wirklich bey dieser Krankheit auch eine große Schwäche in den weichen Theilen; aber man bemerkt sie doch bey weitem nicht immer, und kann sie also nicht als einen wesentlichen Theil der Krankheit betrachten. Zuweilen ist sie auch wirklich die Folge der Krümmung der Knochen. — Weder die Verdauungseingeweide noch die Nerven sind der Sitz der Krankheit. Die große Magerheit, die gemeiniglich mit dieser Krankheit zugegen ist, hat man oft als ein Hauptsymptom angesehen. Man hat daher die ganze Krankheit eine Atrophie genannt, und geglaubt, große Ursach zu haben, die Krankheit vornemlich in den Verdauungseingeweiden zu suchen. Aber die Magerheit erscheint nie sogleich, sondern gemeiniglich erst nach einiger Zeit, und ist deswegen nicht die Rhachitis selbst, sondern vielmehr die Folge derselben. Auch ist sie nicht immer da; manche rhachitische Kranke sterben dick und fett.

Schwachheit und eine üble Lage des Körpers sind die zwey vornehmsten Ursachen der Rhachitis. Ist die Krankheit der erstern Ursache zuzuschreiben, so nennt sie der V. die wahre, und hingegen die falsche Rhachitis, wenn sie von der leztern Ursache entsteht. Nur allein von der erstern Gattung handelt er in diesem Werke. Diese zwey Gattungen sind sehr von einander unterschieden, und haben nichts mit einander gemein, als die Krümmung der Knochen. Kinder weiblichen Geschlechts sind mehr zur englischen Krankheit geneigt, als Knaben. — Wir überschlagen drey Kapitel, in welchen der V. eine kurze Beschreibung der Knochen des Körpers; einige mechanische Grundsätze, worauf sich die Theorie der Rhachitis gründet; und einige allgemeine physiologische Anmerkungen, wohl mehr in der Absicht einige Bogen anzufüllen, als seinen Lesern etwas neues zu sagen, mittheilt.

Die Beschreibung der Krankheit selbst ist sehr kurz; die Magerheit des Körpers, die besondre Stärke des Geistes dieser Kranken, und die Krümmung der Knochen, sind die Symptomen, deren der V. gedenkt. Die bevorstehende Krankheit kündigen in den ersten Jahren des Lebens folgende Veränderungen an. Die Haut wird schlaff, der Kranke verliehrt seine Munterkeit, wird schwach und ma-

ger

ger, lauft nicht mehr so fertig, wird leicht müde, spricht gerne, hat den Mund immer voll Speichel, bekommt keine, oder sehr schlechte Zähne, die bald, nachdem sie hervorgekommen sind, schwarz werden und abbrechen. Der Leib wird dick, zuweilen entsteht eine kleine fliegende Hitze, die zulezt ein langsames anhaltendes Fieber wird. Auf diese Zufälle folgt die Rhachitis gewis, wenn nicht etwa der Tod es verhindert. Sie erscheint nicht leicht vor dem fünften Jahre; und so wie sie sich wirklich nähert, entstehen neue Zufälle; ein unruhiger Schlaf, Verlust des Appetits und der Munterkeit, Furcht für aller Bewegung. Endlich fangen die Knochen an aufzuschwellen, und sich zu krümmen. Der Kranke bekommt nun öftere Fieberanfälle, Kopfschmerzen, Husten, Durchfälle, u. s. w. Bey denenjenigen, die vornemlich die rechte Hand brauchen, krümmt sich das Rückgrad immer nach der rechten Seite; und umgekehrt. Zwischen dem neunten und achtzehnten Jahre werden die Kinder, vornemlich solche, die schnell und stark wachsen, und wenig Bewegung haben, zuweilen ganz plötzlich von der Rhachitis befallen. Ueberhaupt ist diese Krankheit sehr verschieden. Einigen Kranken ist nur der Rückgrad, keiner der andern Knochen gekrümmt; bey andern krümmen sich sehr viele Knochen. Einigen verursachen diese Krümmungen sehr viele, andern

fast gar keine Unbequemlichkeiten. Viele Rhachitische leben lange gesund munter und wohl.

Und was ist denn nun die nächste Ursach dieser Krankheit? Nicht das ungleiche Wachsthum der Knochen, wie Glisson; nicht der Mangel des Wachsthums der Muskeln, wie Majow; nicht die schleimige Beschaffenheit der Säfte, wie Boerhaave; auch nicht die Schlaffheit der Fleischfaser, wie Benevoli glaubt, sondern die Schwäche der Knochenfibern ist allein die nächste Ursach der Rhachitis. Diese kann schon vor der Geburt da seyn, und nach derselben durch mancherley Ursachen vermehrt werden; sie kann mit einer Schwäche der weichen Theile verbunden seyn; immer aber ist sie es nicht. Wenn die Knochen fest und stark sind, findet die Rhachitis nicht statt. Alles was die Schwäche der Knochenfibern veranlaßt, odes vermehrt, ist eine entfernte Ursach der Rhachitis. Wir übergehen diese Ursachen; sie sind bekannt. Kinder, die von langen Eltern geboren sind, und gleichfalls zu einem starken Wachsthum geneigt sind, werden sehr leicht rhachitisch. Man glaubt, daß das venerische Gift oft Theil an dieser Krankheit habe: aber man irrt sich; die Rhachitis ist ohne alles Gift; ist lange bekannt gewesen, ehe noch die venerische Krankheit bekannt war; und Kinder venerischer Eltern werden

nicht

nicht immer rhachitisch, so wie viele Kinder rhachitisch werden, deren Eltern nie venerisch gewesen sind. Eine entfernte Ursach der Rhachitis kann das venerische Gift wohl werden, indem es die Eltern entkräftet.

Das Rückgrad krümmet sich an verschiedenen Orten, und gemeiniglich nach der Seite, nach welcher es schon von Natur gekrümmt ist. Die Rückenwirbelbeine krümmen sich weit öfter als die Halswirbelbeine, und diese weit öfter als die Lendenwirbelbeine. Die nächste Ursach aller dieser Krümmungen ist das Gewicht der obern Theile des Körpers. — Der V. hat selbst viele rhachitische Körper geöffnet, und gemeniglich die Brusthöhle verengert, den Herzbeutel erweitert, das Herz in einer widernatürlichen Lage, die grossen Gefäße widernatürlich gekrümmt, das Zwergfell herauf in die Brust gedruckt, die Leber, Milz, und den Magen unter den wahren Ribben, die Aorta im Unterleibe gekrümmt, mit einem Worte fast alle Eingeweide der Brust und des Unterleibes in einer widernatürlichen Lage gefunden. Was ist es Wunder, daß alle diese Theile in ihren Verrichtungen gehindert, und also eine Menge Funktionen gestöhret werden.

Wenn die Rhachitis vor dem fünften Jahre anfängt, ist sie sehr gefährlich; weit leichter zu heilen ist sie, wenn sie erst nach dieser Zeit entsteht; denn alsdann hat das Kind bereits einen gewissen Grad von Stärke erhalten, der sich dem schnellen Fortgange der Krankheit widersetzt, auch kann man alsdann mancherley Mittel gebrauchen, die bey gar zu jungen und zarten Kindern nicht statt finden. Die Rhachitis wird oft durch die Krankheiten, die sich zu ihr gesellen, als die Scorpheln, die Brust- Kopfwassersucht u. s. w. unheilbar. Wenn der Kopf sehr groß und schwer ist, die Knochen, indem sich das Rückgrad krümmt, zugleich aufschwellen, und der Kranke ausserordentlich schwach ist, so wird die Krankheit gewiß sehr heftig und gefährlich. Wenn die Knochen vielmehr dick als krumm werden, ist der Kranke in Gefahr ein Zwerg zu werden, und zu bleiben. Es ist ein sehr übles Zeichen, wenn der Kranke keine Zähne bekommt, oder sie zwar bekommt, aber gar bald wieder verliehrt. Die Krümmungen der Brustknochen lassen sich leichter heben, als die Unförmlichkeit des Beckens. Erbrechen und Durchfälle zu Anfange der Krankheit sind, zum voraus gesetzt, daß sie nicht allzu lange anhalten, nicht schädlich, sie reinigen den Körper, und vermindern den Fortgang der Krankheit. Fieber und Convulsionen sind zuweilen sehr heilsam.

Die

Die Cur dieser Krankheit ist immer sehr langweilich. Einige glauben, daß die Krankheit vornemlich durch Unreinigkeit in den ersten Wegen verursacht wird, und verlassen sich daher vornemlich auf Brech- und Purgiermittel. Diese Mittel können wirklich zuweilen dienlich seyn, denn es können wohl zuweilen Unreinigkeiten in den ersten Wegen seyn; aber zur Hauptsache thun diese Mittel nichts, die Unreinigkeiten sind nur ein Nebenumstand, der zufälliger Weise da ist. Aderlässe sind immer schädlich; denn sie schwächen und vermehren daher die Krankheit; den Fall allein ausgenommen, wo sich irgend eine Entzündung zur Rhachitis gesellt, aber auch alsdenn muß es mit Behutsamkeit gebraucht werden. Schweiß- und Urintreibende Mittel vermindern die wässerichten Feuchtigkeiten des Körpers, und dadurch vielleicht die Schlaffheit der festen Theile; aber dies ist bey weitem nicht genug. Wirklich stärkende Mittel scheinen hier vornemlich angezeigt zu seyn, und sie leisten auch wirklich etwas, aber nicht immer, und nicht alles was geleistet werden muß. Eben dies gilt auch von erschlaffenden, und stärkenden Bädern. Das meiste muß man von mechanischen Mitteln erwarten. Da die Absicht des Wundarzts ist, den gekrümmten und verschobnen Knochen durch Hülfe der Maschinen ihre natürliche Figur und Lage zu verschaffen, muß er nothwendig zu An-

fange der Kur die Bänder und Muskeln, die die Knochen umgeben, erweichen, erschlaffen, damit sie sich der Wirkung der Maschinen nicht widersetzen, und daher sind zu dieser Zeit warme Bäder, erweichende Salben u. s. w. sehr zuträglich. Stärkende Mittel sind hier ganz wider den Endzweck, aber desto heilsamer am Ende der Kur, wenn die Knochen ihre vorige Stellung und Figur wieder erhalten haben, und nun in derselben befestiget werden sollen.

Die Maschinen, die man bisher erfunden hat, wirken entweder durch einen Druck, oder eine Ausdehnung. Bey Krümmungen des Rückgrads finden beyderley Maschinen statt, bey cylindrischen Knochen aber, die sich nicht ausdehnen lassen, nur die erstern. Alle Maschinen müssen 1) einen festen Punkt haben, gegen welchen sie wirken; 2) nicht gewaltsam und auf einmal, sondern gelinde und nach und nach wirken; 3) die natürlichen und nöthigen Bewegungen des Körpers nicht hindern. Die Maschinen, die durch einen Druck wirken, müssen noch überdem die nöthige Eigenschaft haben, daß sie weich sind, nur allein auf die gekrümmte Stelle des Knochen wirken, und diese nicht in wenigen sondern in vielen Punkten berühren. Der V. beschreibt, untersucht, und tadelt alle bisher erfundne Maschinen von dieser Art. Wir können unsern Lesern die Fehler und Mängel dieser

Maschinen

Fig. 3.

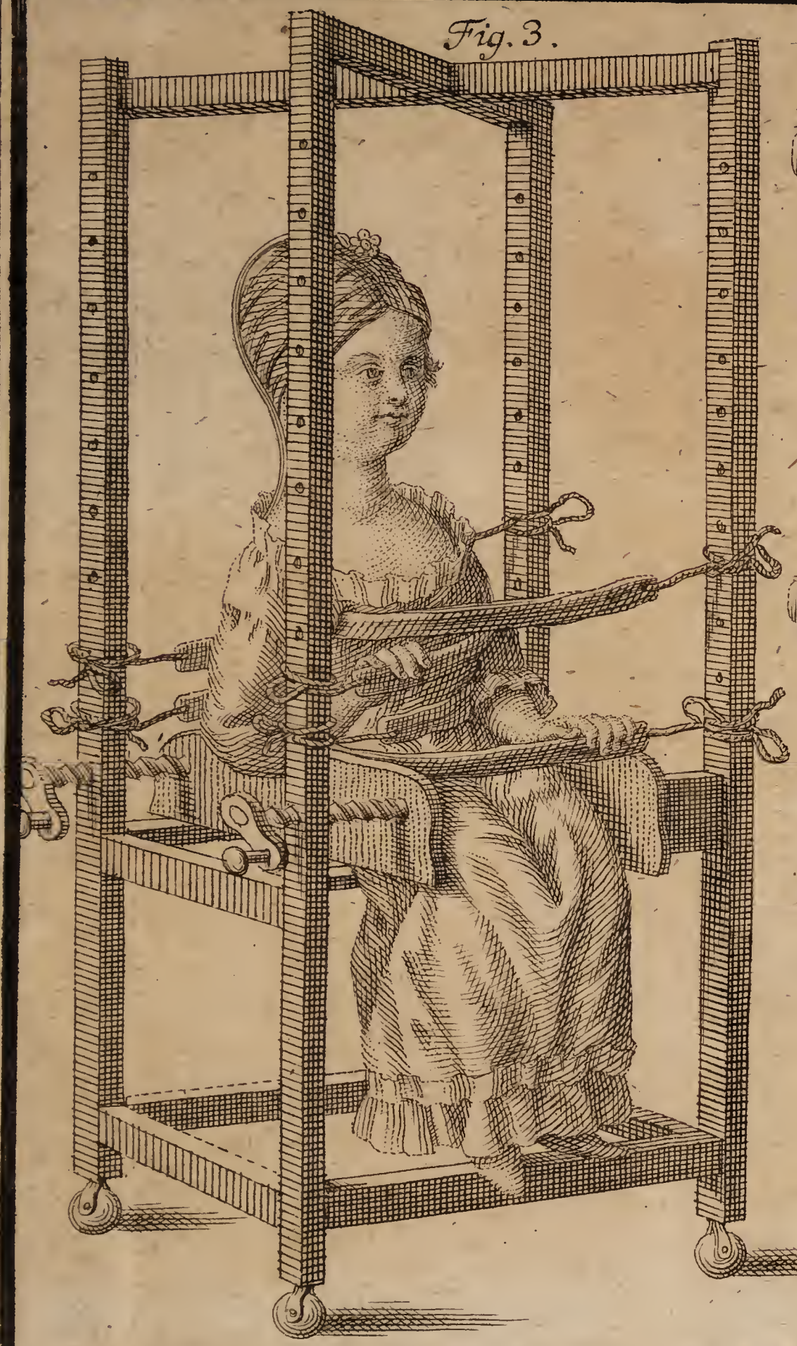


Fig. 2.

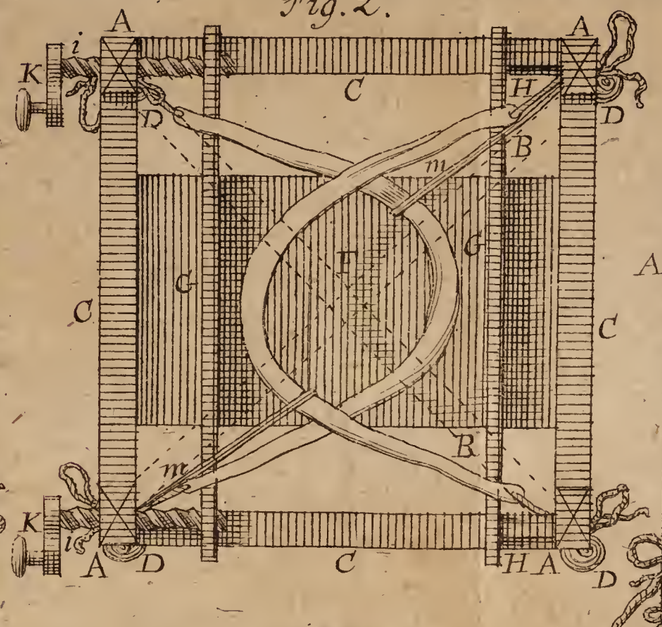


Fig. 4.

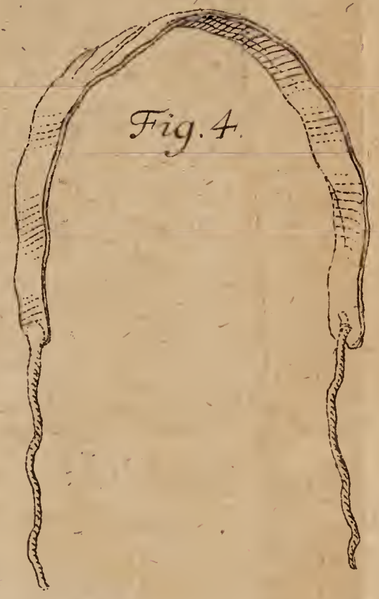
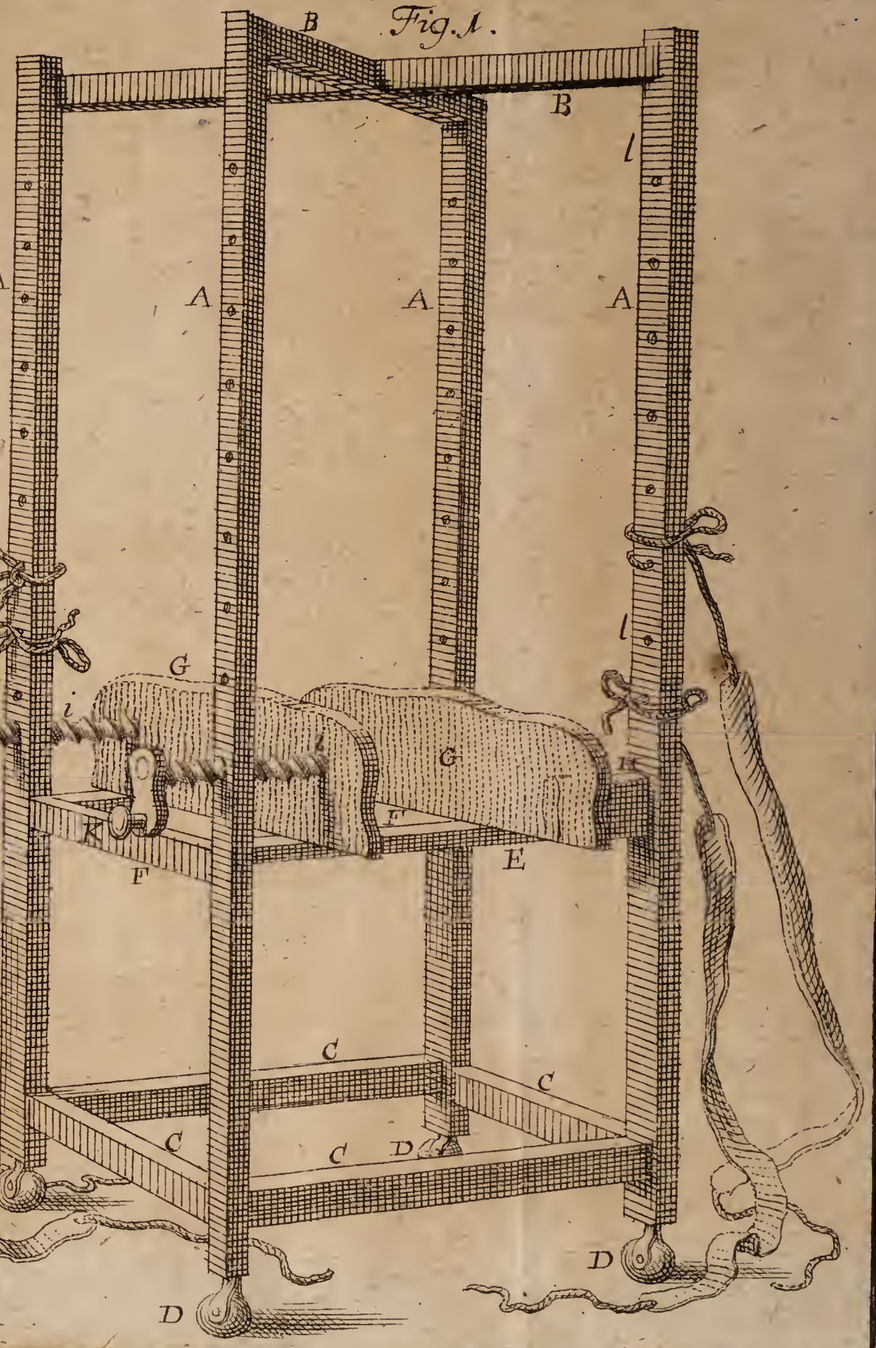


Fig. 1.



Maschinen ohne Kupferplatten nicht wohl begreiflich machen, und übergehen daher dieses Kapitel. Der V. hat eine Maschine erfunden, die durch die Ausdehnung wirkt, und vor allen andern den Vorzug verdient. Diese Maschine haben wir unsern Lesern bereits in des ersten Bandes zweytem Stücke dieser Bibliothek pag. 60. bekannt gemacht. Ausser dieser Maschine hat er seitdem noch eine andre erfunden, die durch den Druck wirkt; und diese wollen wir jezt unsern Lesern mittheilen.

Die ganze Maschine stellt einen Stul vor (siehe die Kupferplatte). Vier viereckige Säulen A A A A, die zwey Zoll dick, fünf Fuß hoch, und senkrecht in ein Viereck gestellt sind, werden durch Queerbalken, die einen Zoll dick, und zwey Fuß lang sind, oben B B, und unten C C C C an einander befestigt. Zwey andre Queerbalken werden in der Höhe eines gewöhnlichen Stuhls in die senkrechten Balken befestigt, auf die man ein Bret F legt, welches den Sitz des Stuhls ausmacht. Am untern Ende der senkrechten Balken sind kleine Räder D D D D befindlich, auf welchen sich der Stuhl leicht nach allen Gegenden bewegen läßt. Zwey Breter G G von gleicher Länge und Dicke, einen halben Fuß hoch, liegen an jeder Seite auf dem Sitzbrete, und stellen gleichsam die Arme des Stuhls vor. Das eine von

diesen Seitenbretern, das an der linken Seite ist, ist an einen kleinen Klotz H, der auf dem Queerbalken fest liegt, befestigt, und unbeweglich. Das andre ist beweglich, und kann gegen die Mitte des Sitzbrets hingestossen, wieder zurück gezogen, und in jeder Entfernung von den senkrechten Säulen befestigt werden. Dies alles geschieht vermittelst zweyer Schrauben i i, die drey Zoll über dem Sitzbrete durch die senkrechten Säulen gehen, zehn Zoll lang, und ungefähr einen Zoll dick sind. Die Enden der Schrauben sind in dem beweglichen Seitenbrete also befestigt, daß sie sich in demselbeu umdrehen, aber nicht ausgezogen werden können. Es ist nemlich am Ende der Schraube ein kleines Rad befindlich, das im Seitenbrete selbst verborgen liegt, und sich in demselben umdrehet. Endlich sind in den senkrechten Säulen verschiedne kleine Löcher l l. Zu dieser Geräthschaft gehören noch fünf oder sechs Binden, die so wie die Fig. 4, von Barchet, mit Wolle gefüttert, in der Mitte sechs Finger breit, und an beyden Enden mit einer Schlinge versehen sind, in welcher ein Riemen befestigt wird.

Diese ganze Geräthschaft wird auf folgende Art gebraucht. Gesetzt, daß ein Kind von zehn Jahren eine Krümmung der Rückenwirbelbeine nach der rechten Seite hat. Man setzt das Kind auf das Sitzbret,

so

so daß die Seite, auf welcher die Krümmung ist, nahe an dem unbeweglichen Seitenbrete G ist. Alsdann befestigt man an dem untern Loche der hintern rechten Säule eines von den ebenbeschriebenen Bändern; ziehet es um das Kind, so daß die Mitte desselben auf der linken Hüfte des Kindes liegt, und befestigt das andere Ende desselben im untern Loche der vordern rechten Säule. Ein andres Band befestigt man gleichfalls an den hintern rechten Pfeiler, aber um einige Löcher höher, legt die Mitte desselben unter die linke Schulter des Kindes, und befestigt das vordere Ende desselben an den vordern rechten Pfeiler gleichfalls um einige Löcher höher. Das dritte Band befestigt man mit dem einen Ende an den hindern linken Pfeiler in der Gegend des siebenten Lochs, mit dem vordern Ende aber an den vordern linken Pfeiler in eben der Gegend. Die Mitte dieses Bandes muß fest auf dem untern Theile des Buckels liegen. Des vierten Bandes mittlern Theil legt man an den obern Theil des Buckels, und bindet das eine Ende desselben an den linken hintern Pfeiler 2 Löcher unter dem dritten Bande, das vordere aber eben daselbst an den linken vordern Pfeiler. Die Mitte der zwey lezten Bänder muß so auf dem Buckel liegen, daß sie ihn fast ganz bedecken, und auf alle Punkte seiner Ueberfläche wirken: und wenn dazu zwey Bänder nicht hinreichend sind, kann

man noch eines anlegen. Sobald alle diese Bänder angelegt sind, fängt man an die Schrauben k umzudrehen, und das bewegliche Seitenbret gegen das unbewegliche zu stossen, bis das Becken des Kindes hinlänglich befestigt ist, alsdann ziehet man alle Bänder bis auf einen gewissen Grad fest an, und bindet sie wieder fest.

Diese Maschine ist vornemlich ja ganz allein bey derjenigen Krümmung des Rückgrads, die zur Seite geschiehet, und torsio genannt wird, wo, wie der V. bemerkt haben will, die Ausdehnung allein nie hinreichend ist, nothwendig. Das Kind kann in derselben nicht über drey Stunden hinter einander sitzen. Am besten thut man, wenn man es zwey Stunden des Vormittags, und eben so lange des Nachmittags drinnen sitzen läßt. Man kann zu gleicher Zeit die Ausdehnungsmaschine des V. anlegen; nur muß alsdann die Schnürbrust so kurz seyn, daß sie den Buckel nicht bedeckt, weil alsdann die Bänder der Druckmaschine nicht unmittelbar auf den Buckel wirken können.

Wir haben diese Maschine abzeichnen lassen, und weitläuftig beschrieben, nicht weil wir glauben, daß sie vollkommen ist, denn sie hat, deucht uns, wirklich einige wesentliche Fehler, sondern vielmehr weil wir

wünschen,

wünschen, daß dieser Einfall des H. Le Vacher andre und vollkommenere Erfindungen veranlassen möge. H. Le V. beruft sich zwar, was die vorzügliche Brauchbarkeit seiner Erfindung betrift, auf Erfahrungen; und es ist hart, Erfahrungen abzuleugnen, dem ungeachtet haben wir folgendes dagegen zu erinnern. — Es ist schwer zu begreifen, warum die Krümmungen des Rückgrads zur Seite nicht eben so wohl durch die Ausdehnung gehoben werden können, als die Krümmungen nach vornen und hinten. Wir finden keine Ursach, zu zweifeln, daß eine Maschine, die Buckel der leztern Art vollkommen hebt, auch Buckel der erstern Art heben könne. Sollte wohl der V. dieses behaupten, nur um Gelegenheit zu haben eine neue Erfindung bekannt zu machen und anzupreisen? — Ein Hauptfehler dieser Maschine ist, daß sie nicht beständig wirkt; die Theile zuweilen gewaltsam ausdehnt, dann wieder sich selbst überläßt, wechselsweise spannt, und erschlaft; die Schwäche derselben dadurch offenbar, und folglich auch die Krümmungen derselben vermehrt; ein Fehler, den der V. so sehr an der Escarpolette rügt. — Ferner deucht uns, kann diese Geräthschaft eben so leicht neue Krümmungen am Rückgrade verursachen, als die alten heben. Es kommt hier auf die Festigkeit der verschiednen Theile an. Ist der gekrümmte Theil des Rückgrads, der

den

den Buckel ausmacht, stärker und fester als der, welcher unmittelbar über oder unter den Buckel ist, so wird der Buckel unverändert bleiben, und über und unter demselben eine neue Krümmung entstehen. Endlich ist es unmöglich, daß alle diese Bänder auf den Buckel selbst wirken; sie werden z. E. wenn die Krümmung in den Rückenwirbelbeinen ist, nicht auf die verschobenen Wirbelbeine, sondern auf die Ribben wirken, und diese zur Seite drucken. — Von den Krümmungen der langen cylindrischen Knochen, und den Mitteln, sie zu heben, sagt uns der V. nichts neues.

Man siehet die Rhachitis zuweilen von weitem herannahen, und kann sie daher oft verhüten. Manches, was einem gesunden Kinde nicht schadet, ist einem zur englischen Krankheit geneigtem Kinde oft sehr schädlich. Der V. giebt hier verschiedne diätetische Regeln, die theils die Eltern, welche nicht zur Rhachitis geneigten Kinder zeugen wollen, theils die Kinder selbst, die bereits einen Ansatz zu dieser Krankheit haben, angehen. Man sieht leicht ein, daß alle entfernte Ursachen der Rhachitis aufs sorgfältigste vermieden werden müssen. Der V. empfiehlt sehr das Waschen mit kaltem Wasser, eine öftere Veränderung der Stellung des Körpers, und eine reine, trockne, freye Luft. Sobald die ersten

Zufälle

Zufälle der Rhachitis erscheinen, müssen die ersten Wege durch wiederhohlte Brech- und Purgiermittel gereiniget werden. Sobald dies geschehen ist, sind zuerst warme, und hernach kalte Bäder sehr zuträglich. Unter das Getränk der Kranken muß ein wenig rother Wein gemischt werden. Bewegung ist unumgänglich nothwendig. Sobald der geringste Anfang einer Krümmung des Rückgrads erscheint, muß die Ausdehnungsmaschine des V. angelegt werden.

Es ist sehr schwer, ja unmöglich, die Rhachitis gründlich zu heilen, wenn sie in einem etwas höhern Alter, plötzlich in einem starken Grade entsteht: die Theile sind alsdann schon zu fest und stark, als daß sie der Wirkung der Maschinen leicht nachgeben sollten. Das warme Bad ist hier sehr zuträglich, indem es erschlafft. — Die gründliche Kur findet vornemlich zwischen dem fünften und vierzehnten Jahre statt; nach diesem Alter ist sie sehr mislich ja fast unmöglich: immer aber, im welchem Alter auch der Kranke ist, ist sie langweilig. Wenn keine besondre Anzeige zum Gebrauche irgend eines besondern Mittels da ist, fängt man die Kur sogleich mit dem Gebrauche der Maschiene an. Wenn die Theile steif und fest zu seyn, und sich der Wirkung der Maschinen zu widersetzen scheinen, so müssen sie durch lauwarme Bäder erschlafft und erweicht werden. Diese

müssen

müſſen aber immer nur zu Anfange der Kur gebraucht, und ausgeſetzt werden, ſobald man merkt, daß ſie nicht mehr nöthig ſind. Geſunde und reine Luft, gute Diät, Wein, Stahlwaſſer, kalte Bäder ſind im Fortgange und zu Ende der Kur zuträglich. — Den Beſchluß machen zwölf Wahrnehmungen.

V.

Recueil d' Obſervations de Medecine des Hopitaux militaires. Fait et redigé par M. Richard de Hauteſierk, *Ecuyer, Chevalier de l' Ordre de St. Michel, acien premier Medecin des camps et armées du Roi, Inſpecteur general de Hopitaux militaires de France, Medecin Conſultant du Roi &c. &c. Tome II. A Paris, de l' Imprimerie royale.* 1772. 4. 778 Seiten.

Die Aerzte und Wundärzte der königl. franzöſiſchen Soldaten-Lazarethe ſind nach einer neuern Einrichtung verbunden, mit dem erſten Feldarzte, Herrn Richard de Hauteſierk einen beſtändigen Brief-

Briefwechſel zu unterhalten, und ihm nicht allein von allen merkwürdigen Vorfällen in den Hoſpitälern, ſondern auch von der Lage, der Luft, dem Waſſer ihrer Standörter Nachricht zu geben. Aus dieſen Berichten, die wie man leicht denken kann, mancherley brauchbares und unbrauchbares, erhebliches und unerhebliches enthalten, hat Herr Richard das beſte ausgeſondert; und dies übergiebt er nun den Publikum in den angezeigten Werke. Der erſte Band iſt bereits 1766. zu Paris in Quart 423 Seiten ſtark erſchienen. Wir gedenken deſſelben hier weiter nicht. Der zweyte Band iſt in 13 Kapitel abgetheilt. Daß erſte Kapitel enthält Nachrichten von der Lage und Luft von Elſaß, Perpignan, Calais und Montelimart; das zweyte meteorologiſche Beobachtungen, die zu Arras gemacht worden ſind; das dritte Nachrichten von epidemiſchen Krankheiten zu Angerville, Artois, Montelimart, Challon, Laonnois; das vierte Wahrnehmungen von Eriſen und Metaſtaſen; das fünfte von zurückgetretnen Hautausſchlägen; das ſechſte von verſchiednen Krankheiten der Leber; das ſiebente von der Waſſerſucht; das achte von convulſiviſchen Krankheiten; das neunte von einigen Krankheiten des Oeſophagus und der Därme; das zehnte vom Gebrauche der China in intermittirenden Fiebern.

Das eilfte Kapitel interessirt uns vorzüglich; es enthält chirurgische Wahrnehmungen. — Einen Beinfraß, der fast die ganze Tibia zernichtet hatte, übrigens aber weder von einem scorphulosen noch venerischen Gifte verursacht worden war, heilte man ohne Amputation; man entblößte den Knochen, setzte auf das ober und untere Ende desselben die Krone eines Trepans, und verband mit Aloe- und Myrrhenessenz. Innerhalb 2 Monaten wurde der Knochen fest, und das Geschwür heil. — Ein complicirter Beinbruch am untern Theile des Fußes, wobey viele Knochensplitter waren, verursachte heftige Schmerzen und Convulsionen. Man konnte vors erste nicht an die Einrichtung denken, sondern brachte das Glied nur in eine bequeme Lage, verband es mit erweichenden Miteeln, und ließ zu wiederhohlten malen zur Ader. Die Eyterung sonderte einige Knochensplitter ab, und linderte die Zufälle, aber der Kranke war durch die vielen Aderlässe und die starke Eyterung ganz entkräftet, und das obere Ende des zerbrochenen Knochen trat aus der Wunde hervor. Man sägte es, aus Furcht, eine Verkürzung des Fußes zu verursachen, nicht ab, sondern versuchte, es durch graduirte Kompressen und einen dazu eingerichteten Verband in die Wunde zu drucken, und in seiner natürlichen Lage zu erhalten. Dieser Versuch glückte; der Knochen vereinigte

einigte sich; und der Kranke ward vollkommen wieder hergestellt.

Eine Sackgeschwulst lag auf dem obern und mittlern Theile des Stirnbeins; ihr breiter Grund war fest mit dem Pericranium verwachsen, und dieses war daselbst vom Hirnschädel abgesondert, so daß, als man die Geschwulst ausgeschnitten hatte, der ganze obere und mittlere Theil des Stirnbeins entblößt da lag. Um eine langwierige Abblätterung zu verhüten, durchbohrte man die äussere Tafel des Stirnbeins an verschiednen Orten mit dem Perforatiftrepan. Der entblößte Knochen überzog sich darauf bald mit Fleische, und die Wunde heilte in kurzer Zeit. — Eine Wunde in der flachen Hand, die sehr verabsäumet wurde, hinterließ eine dicke und harte Narbe, die fast die ganze innere Ueberfläche der Hand einnahm, und die Finger in einer unbeweglichen Beugung befestigte. Man schnitt die Narbe aus, streckte die Finger gerade aus, erhielt sie vermittelst einer Bandage beständig in dieser starken Ausstreckungen, badete sie oft in erweichenden Feuchtigkeiten, und stellte dadurch ihre Bewegung vollkommen wieder her.

Ein Mensch fiel aus dem zweyten Stockwerke auf die Strasse, und verlohr sogleich alle Empfin-

dung und Bewegung. Er blutete stark aus den Ohren, der Nase und dem Munde. Am mittlern und untern Theile des linken Seitenbeins war eine kleine Wunde. Wiederholte Aderlässe, reitzende Klystiere und mancherley andre Mittel verursachten nicht die geringste Veränderung in den Zufällen. Den Tag darauf erweiterte man die Wunde, und fand keinen Hirnschaalbruch: aber drey Stunden nach dieser Incision kam der Kranke zu sich. Es war ihm sehr viel Blut aus dem Ohre geflossen, und dieser Blutverlust schien ihm sehr heilsam gewesen zu seyn. Man wiederhohlte daher das Aderlassen, und darauf verschwanden alle üble Zufälle. Bis zum sechs und zwanzigsten Tag der Krankheit floß ihm Blut, nachher aber Eyter aus den Ohren. Der Kranke ward ohne weitere Zufälle völlig wieder hergestellt. — Ein Mensch bekam einen Säbelhieb auf den Kopf, der vom obern Rande der Augenhöhle bis an die Kronath durchs Stirnbein ging, so daß man das Gehirn im Grunde der Wunde sahe. Aus dem obern Ende der Wunde liefen einige Risse, die ein rundes Stück Knochen absonderten. Man nahm dieses Stück aus, und glaubte nun der Trepanation überhoben zu seyn. Am untern Theile der Wunde war die harte Hirnhaut ein wenig zertissen; um Stockungen und Spannungen zu verhüten, erweiterte man diesen Riß durch einen Schnitt. In den ersten

sten Tagen befand sich der Kranke sehr wohl; aber nach 14 Tagen ward die Wunde unvermuthet bleich, blau, das Eyter blutig, und das Gehirn schien gesunken zu seyn. Diese Zufälle schienen den Trepan zu erfordern. Man setzte längst der Wunde fünf Kronen auf, und zog nach und nach 17 Knochensplitter, die von der innern Tafel abgesprungen waren, aus. Die Zufälle verlohren sich bald darauf, und der Kranke wurde, obgleich während der Eyterung wenigstens eine Unze Gehirn verlohren ging, völlig wieder hergestellt.

Eine Frau wurde von einem ergrimmten Ochsen gestossen, und halb tod ins Lazareth gebracht. Man fand am Unterleibe eine fürchterliche Wunde, die bis in die Bauchhöhle drang, und sich vom Hüftknochen bis nahe an den Nabel erstreckte. Der grösste Theil der Därme hing aus derselben hervor. Die äussere Haut des Colon war aufgerissen. Man legte daselbst die Kürschnernath an, brachte die Därme zurück, nähete die Bauchwunde zusammen, ließ zur Ader, bähete den Unterleib u. s. w. Den vierten Tag waren die Ränder der Wunde brandig, und die Bauchnath locker. Man machte gelinde Einschnitte, und fand, daß sich der Brand nur durch die Haut, nicht bis auf die Bauchmuskeln erstreckte. Das Brandige sonderte sich ab, den zwölften Tag

zog man den Faden aus dem Colon, die Bauchwunde heilte, und es ereigneten sich weiter keine üble Zufälle. — Ein eingeklemmter Leistenbruch brach den sechsten Tag auf; es drangen einige Tage lang Winde, Koth und Eyterung aus der Oeffnung; nach einiger Zeit schloß sie sich völlig, ohne daß man besondre Mittel gebrauchte. — In einem Leistenbruche, der seit 4 Tagen heftig eingeklemmt war, fand man bey der Operation die Därme heftig entzündet, und ein Stück 4-5 Zoll lang gangränirt. Man war zweifelhaft, ob man dieses Stück ausschneiden sollte, entschloß sich aber endlich, es in die Bauchhöhle zurück zu bringen. Der Kranke war die ganze Nacht nach der Operation sehr unruhig, erbrach sich, der Unterleib war mehr empfindlich und aufgeschwollen als vor der Operation, der Puls sehr schwach und wankend, und der Leib noch hartnäckig verstopft. Unter diesen Umständen, die ein nahes Ende zu verkündigen schienen, verordnet man eine Abführung von Manna und Mandelöl und ein Klyster. Der Kranke ging viermal zu Stuhle, und befand sich unmittelbar darauf besser. Man wiederhohlte diese Mittel den folgenden Tag in stärkerer Dose; sie leereten eine ungeheure Menge Koth aus, und entfernten alle üble Zufälle.

Ein krebshaftes Geschwür an der obern Lippe eines siebenmonathlichen Kindes, welches eine dun-

kelblaue

kelblaue Farbe, harte umgeworffne Ränder hatte, und eine röthliche ſehr übelriegende Feuchtigkeit von ſich gab, wurde, nachdem ſehr viele Mittel umſonſt gebraucht worden waren, durch den äuſſern Gebrauch der Carotten in kurzer Zeit geheilt. — Ein Geſchwür im äuſſern Augenwinkel, und ein anderes auf der Backe von eben der Beſchaffenheit wurde durch daſſelbe Mittel geheilt. — Ein Eyterauge, welches auf eine heftige Ophthalmie, die durch einen kleinen Stein, der mit Heftigkeit ins Auge ſprang, verurſacht worden war, erfolgte, ward durch die Operation geheilt. Man öffnete die Hornhaut, ſo wie bey der Staaroperation, als die Hälfte der vordern Kammer voll Eyter war, das Eyter floß aus, und die heftigen Schmerzen, die der Kranke bishero gehabt hatte, verſchwanden ſogleich. Die Krankheit hinterließ nicht den geringſten Fehler im Auge.

Die Hemeralopie iſt eine ſehr häufige Krankheit in Belle-Isle, einer ſehr trocknen und heiſſen Landſchaft. Die Schildwachen, die der abwechſelnden Hitze und Kälte ausgeſetzt ſind, ſind dieſer Krankheit vorzüglich unterworfen. Aderläſſe, Brech- und Purgiermittel, uud nachher ſpaniſche Fliegenpflaſter, auflöſende und ſchweißtreibende Mittel heben die Krankheit allezeit. Drey Soldaten, die mit gegen die Sonne gekehrtem Geſichte eingeſchlaffen waren,

bekamen die Hemeralopie. Sobald die Sonne untergegangen war sahen sie nichts mehr, ob man ihnen gleich ein brennendes Licht ganz nahe vor die Augen hielt. Sie empfanden allezeit gegen Abend eine merkliche Entkräftung, und Kopfschmerzen; die Pupille war groß und unbeweglich. Des Morgens erhielten sie jederzeit das Gesicht wieder. Nachdem man zur Ader gelassen, ein Brechmittel und Blasenpflaster gebraucht hatte, verlohr sich die Krankheit. In einigen ähnlichen Fällen hat sich nach gebrauchten Brech- und Purgiermitteln das Schierlinsextrakt sehr kräftig bewiesen.

Auch einen krebshaften Nasenpolypen hat das Schierlingsextrakt gründlich geheilt. Sobald man es zu brauchen anfing, verminderten sich die Schmerzen, und es entstand eine gute Eyterung, die den Polypen nach und nach verzehrte. — Ein zwey und zwanzig Jahr alter Krebs im Gesichte einer drey und sechzig jährigen Frau wurde ganz allein durch den äussern Gebrauch der Carotten geheilt. Er war von der Grösse eines Hühnereyes, hatte harte Ränder, und verursachte heftige Schmerzen. Er war im fünf und vierzigsten Jahre, als die monatliche Zeit zu fließen aufhörte, ohne eine äussere Ursache entstanden. Man legte den Carottenbrey drey Monate hintereinander, täglich zwey mal frisch, und jederzeit

derzeit lau warm auf. Die Krankheit wurde, obgleich die Kranke während der Cur aus Armuth eine sehr unordentliche Diät führte, durch dieses Mittel vollkommen geheilt.

Merkwürdig ist die Cur einer Sackgeschwulst in der Achselgrube. Se druckte die daselbst befindlichen großen Gefäße, und verursachte dadurch eine Unempfindlichkeit und Unbeweglichkeit des Arms. Da die Materie in derselben sehr flüßig zu seyn schien, stach man einen Troikart in dieselbe, worauf eine ziemliche Menge gelbes Wasser ausfloß. Da man wegen der Nähe so grosser Gefässe es nicht wagen wollte, den Sack auszuschneiden, versuchte man es ihn auf folgende Art zu entzünden, und in Eyterung zu setzen. Man spritzte nemlich weissen Wein in den Sack, und ließ den Kranken gehen. Nach einigen Wochen kam er wieder. Die Geschwulst schmerzte, war entzündet und grösser als sie vor der Operation gewesen war. Die Oeffnung die der Troikart gemacht hatte, war zugeheilt. Man stieß dieses Instrument abermals in die Geschwulst; aber statt eines gelben Wassers, kam diesmal ein weisses dickes Eyter hervor, das nicht durch die Röhre des Troikarts fliessen konnte. Als man die Oeffnung erweitert hatte, zeigte sich hinter derselben eine weisse Haut. Man faßte sie mit der Pincette, und zog

sie aus. Es war der Sack. Die Höhle schloß sich bald darauf.

Das zwölfte Kapitel enthält Leichenöffnungen; das dreyzehnte eine Untersuchung des Badwassers zu Lüchon. — Den Beschluß macht eine authentische Nachricht von den berüchtigten Keyserschen Drageen. Herr Keyser machte nämlich gegen eine Belohnung, die er vom König empfieng, sein Mittel dem H. Senac bekannt; das Recept dazu vertrauete man dem Herrn Richard an, mit dem Versprechen, daß es nicht eher, als nach dem Tode des Herrn Keysers bekannt gemacht werden sollte. Herr Keyser ist nun tod, und Herr Richard befehligt worden, das Recept bekannt zu machen. Es ist sehr lang; hier ist ein Auszug davon.

Das Queckſilber wird zuerst durch eine besonders dazu eingerichtete Maschine in Gläsern, die zum Theil mit Wasser angefüllt sind, so lange geschüttelt, bis es ein dunkelgraues Pulver wird. Dies Pulver trocknet man im Marienbade, alsdenn thut man es in eine Retorte, und destillirt das Queckſilber. Dieses wird darauf in Gefäßen, deren Oeffnungen mit Papier verstopft sind, zu einem rothen Pulver calcinirt, von welchem man die gemeiniglich noch darinnen befindlichen lebendigen Queckſilberkügelchen

kügelchen absondert. Auf ein Pfund dieses Pulvers gießt man acht Pinten reinen destillirten Weineßig, welcher das Pulver innerhalb einer Stunde auflößt. Diese Auflösung filtrirt man, theilt sie in acht gleiche Theile, und verwahrt jeden Theil in einer besondern Bouteille. Man gießt eine Bouteille voll in eine marmorne Schüssel, thut zwey Pfund reine Manna hinzu, und reibt so lange, bis ein dünner Brey daraus wird, den man durch ein feines Haarsieb laufen läßt, und dann auf der Schüssel in freyer Luft so lange stehen läßt, bis er so dick wird, daß er, wenn man die Schüssel neigt, nicht abfließt. Alsdann hält man die Schüssel gegen ein Feuer, und rührt den Brey so lange, bis er sich in einen steifen Teig verwandelt. Zu diesem Teige mischt man noch ein wenig Mehl, und dann macht man Pillen daraus, deren jede 3 Gran wiegt. Diese Pillen müssen an einem trocknen Orte aufbewahrt werden. — Dies sind die berühmten Drageen, durch deren Erfindung sich, wie Herr Richard sagt, Herr Reyser um das menschliche Geschlecht ausserordentlich verdient gemacht hat. — Vielleicht erhalten wir noch vom H. Richard eine besondere Nachricht von dem Gebrauche und den Eigenschaften dieses Mittels.

VI.

Journal de Medecine, Chirurgie, Pharmacie &c. par M. A. Roux, *Docteur Regent et ancien Profeſſeur de Pharmacie de la Faculté de Medecine de Paris. Juillet-Decembre* 1781. *Tome XXXVI. A Paris, chez Vincent.* 8. 576 Seiten.

Der Fälle in welchen brandige Brüche faſt ohne alle Hülfe der Kunſt, allein durch die Natur vollkommen geheilet worden ſind, giebt es ſo viele, daß man faſt glauben ſollte, es ſey in den mehreſten Fällen rathſamer, dergleichen Brüche der Natur zu überlaſſen, als durch eine allzu große Fertigkeit ihr beyzuſtehen, ſich in Gefahr zu ſetzen, ſie in ihren Abſichten zu ſtöhren. Herr Laborde erzählt ein paar Fälle von dieſer Art. Ein ſeit acht Tagen eingeklemmter Leiſtenbruch brach endlich, nachdem allerley Mittel ihn zurück zu bringen, umſonſt verſucht, und die Zufälle der Einklemmung ſo heftig worden waren, daß man Urſach hatte, eine allgemeine Entzündung im Unterleibe zu befürchten, auf, und gab eine ungeheure Menge einer ſtinkenden Feuchtigkeit von ſich. Man ſonderte alles, was verdorben war,

auch

auch einen Theil des Netzes ab, verband die Wunde ganz einfach, und überlies übrigens alles der Natur. Der Brand blieb stehen, und das Geschwür schloß sich in kurzer Zeit. In einem andern ähnlichen Falle drang der Koth vier Wochen lang aus dem Bruche; nach dieser Zeit aber hörte er auf auszufliessen, und das Geschwür heilte.

Merkwürdig ist die Geschichte einer Frau, an welcher der Kayserschnitt siebenmal glücklich verrichtet worden ist. Der Wundarzt hatte den Schnitt jedesmal auf der linken Seite verrichtet, und immer die alte Narbe wieder geöffnet. Derjenige, der diese Geschichte erzählt, der Graf von Tressan sahe die Frau den vierten Tag nach der siebenten Operation. Sie war munter, ohne Fieber, und versicherte, daß die Operation wenig Schmerzen verursachte. Vier von ihren Kindern lebten noch.

H. Maussion von einer schweren Geburt. Eine Frau, die schon 5 Kinder gehabt hatte, die aber alle in der Geburt umgekommen waren, bekam zum fünftenmal Geburtsschmerzen. Der Muttermund war sehr stark gegen das heilige Bein gerichtet, und dieses Bein war kaum 3 queer Finger vom Schaamknochen entfernt. Man sprengte die Häute, ergriff die Füsse des Kindes, und zog es bis an den

Kopf

Kopf heraus; dieser aber wollte nicht folgen. Man fand, daß das Gesicht auf dem heiligen Beine lag, und daß es unmöglich war, den Kopf in dieser Lage auszuziehen, und entschloß sich also den Kopf zu drehen, und das Gesicht auf die Seite zu wenden. Dieses geschahe, und bald darauf zog man den Kopf glücklich heraus. Das Kind lebte, war aber sehr schwach, und hatte einen heftigen Schlucken. Man rieb es, erwärmte es, lies ein wenig Blut aus der Nabelschnur laufen, gab ihm einige Tropfen frisch ausgedruckten Zwiebelsaft, und endlich fing es an zu schreyen und gleichsam aufzuleben. Das linke Seiten- und Schlafbein war eingedrukt: dieser Eindruck aber verlohr sich nach und nach, und das Kind war munter und stark.

H. Götz operirte einst einen seit eilf Tagen eingeklemmten Leistenbruch, in welchem er ein grosses Stück Darm fand, das gangränös war, und dessen äussere Haut sich schon anfing abzusondern. Er erweiterte den Bauchring, und brachte diesen Darm in die Bauchhöhle zurück. Gleich nach der Operation verordnete er ein Klystier, und bald darauf alle 3 Stunden einen Scrupel China. Innerhalb wenig Tagen war der Kranke wieder hergestellt.

H.

H. Marigues von einer venerischen Augenentzündung. Sie entstand drey Monat nach einer durch zusammenziehende Einspritzungen zurück getrieben Gonorrhoe, und war zwar anfangs nicht heftig aber desto hartnäckiger. Endlich ward sie so heftig, daß der Kranke das Zimmer hüten mußte. Als man lange Zeit mancherley Mittel umsonst versucht, und die Opthalmie immer für eine örtliche Krankheit gehalten hatte, fing man endlich an zu argwohnen, daß sie die Folge dieses übel behandelten Trippers seyn möchte, und hielt es vor nothwendig, diesen wieder hervorzubringen, und zugleich durch innere Mittel das in den Körper getretne venerische Gift zu tilgen. Man legte daher sogleich Bougies in die Harnröhre, die gar bald eine Entzündung und Eyterung erregten. Diese Eyterung unterhielt man durch den fortgesetzten Gebrauch der Bougies so lange als möglich, und ließ zu gleicher Zeit den Kranken saliviren. Nach einiger Zeit hörte die Eyterung im Harngange auf, die Augenentzündung verschwand, und der Kranke war von allen Beschwerden frey.

Ein gesundes acht und dreyßig Jahr altes Frauenzimmer hatte einen kleinen harten Knoten in der linken Brust, der ganz unschmerzhaft war, nicht tief lag, anfangs wechselsweise ab- und zunahm, endlich

lich aber, als die monatliche Reinigung zu fließen aufhörte, wirklich größer wurde, und die ganze Brust einnahm. Um diese Zeit wurde der V. um Rath gefragt. Die ganze Brust war hart und groß, übrigens aber ganz unschmerzhaft, und auf dem Brustmuskel beweglich, auch waren die Achseldrüsen nicht geschwollen. Man entschloß sich zur Amputation. Die abgeschnittene Brust wog fünf Pfund. Es erfolgte ein unbedeutendes Fieber, eine gute Eyterung, und am Ende der zehnten Woche die völlige Heilung der Wunde. Diese geschwinde und glückliche Heilung schreibt der V. vornemlich dem seltenen Verbande zu; denn er verband während der ganzen Cur immer einen Tag um den andern.

Eine Frau von 45 Jahren bekam unvermuthet und plötzlich einen heftigen Blutfluß aus der Mutter, der, ungeachtet man verschiedne innere Mittel gebrauchte, sechs und zwanzig Monate fast ununterbrochen anhielt, und die Kranke so sehr entkräftete, daß sie das Bette nicht mehr verlassen konnte. Endlich entdeckte man die wahre Ursache dieses Blutflusses: es war ein Polyp von der Größe eines Kinderkopfs. Da die Operation durch Schuld der Kranken aufgeschoben wurde, trat der Polyp endlich aus der Mutterscheide hervor. Man sahe nunmehr, daß seine Wurzel aus dem Grunde der Bärmutter entsprang,

sprang, und so dick als ein Mannsarm war. Man unterband sie. Die Feuchtigkeit, die aus der Gebärmutter floß, zerfraß nach einigen Tagen den Faden, daher der Wundarzt einen andern umlegte, den er sehr fest zuschnürte. Da der Polyp bald darauf sehr aufschwoll, und die Farbe veränderte, entschloß man sich, um die Unbequemlichkeiten, die von der Geschwulst und Veränderung des Polyen zu befürchten waren, zu verhüten, den Polypen nahe unter der Ligatur abzuschneiden. Kaum war dies geschehen, als die Ligatur abglitschte, ohne daß dennoch eine Hämorrhagie erfolgte. Der Polyp wog 58 Unzen. Die Kranke genaß ohne fernere besondere Zufälle.

H. Peit hat beobachtet, daß beym Gebrauche der Levretschen Zange das Perineum oft zerrissen wird, und glaubt, daß dieses der plötzlichen und gewaltsamen Ausdehnung der äussern Geburtstheile, die die Zange, indem sie geschwind wirkt, verursacht, zuzuschreiben sey. Man kann, sagt er, diese Zerreissung verhüten, wenn man, sobald die Einkeilung gehoben, und der Kopf herunter in die Mutterscheide gezogen ist, die Zange lößt und ausziehet, und den Kopf den Kräften der Natur überläßt. Diese dehnen die äussern Geburtstheile allmälig aus, und verursachen also selten eine Zerreissung. — H. Robin macht am Ende dieses

Bandes

Bandes einige Erinnerungen gegen diese Anmerkung des Herrn Piet. H. P. sagt er, ist nicht der erste, der bemerkt hat, daß beym Gebrauche der Zange das Perinäum leicht zerreißt, Herr Levret selbst hat dieses schon längst bemerkt, und zugleich ein Mittel vorgeschlagen, wodurch man diese Zerreissung verhüten kann. Sobald, sagt H. Levret, die Einkeilung gehoben ist, muß man den Kopf durch die Zange gleichsam zurück halten, und nur nach und nach durch die äussern Geburtstheile hervor dringen lassen. Dieser Levretsche Handgriff ist dem Vorschlage des Herrn Piet, der die Zange lößt, und den Kopf gänzlich der Natur überläßt, weit vorzuziehen. Denn, nicht zu gedenken, daß die Mutter zuweilen so entkräftet ist, daß die Wehe, die den Kopf vollends ausdrucken soll, ganz ausbleibt, oder sehr spät kommt, so ist es auch in vielen Fällen, z. E. wenn die Gebährende Convulsionen, einen starken Blutfluß u. s. w. hat, nicht gleichgültig, ob die gänzliche Entbindung bald oder spät erfolgt.

H. Botot von einem Krebse am Gaumen. Er war anfangs sehr klein, verwandelte sich aber nach und nach, ungeachtet mancherley Mittel gebraucht wurden, in eine harte, schwielichte, entzündete Geschwulst, die den Kranken hinderte zu kauen, und feste Nahrungsmittel zu sich zu nehmen. Man

schnitt

schnitt sie aus, verband die Wunde trocken, berührte sie täglich mit Kampferöl bis zur Heilung, welche nach 3 Wochen erfolgte. — Ein gesunder Mensch beklagte sich seit 14 Tagen über eine Unempfindlichkeit und Unbeweglichkeit der rechten Seite. Nachdem man mancherley Mittel umsonst versucht hatte, erfuhr man endlich von ihm, daß er vor einem halben Jahre einen heftigen Schlag mit einem Stocke auf den mittlern Theil des linken Seitenbeins des Kopfs bekommen hatte. Als man diese Stelle berührte, empfand der Kranke Schmerzen, und bey genauerer Untersuchung fand man eine Geschwulst und Entzündung daselbst. Man machte daselbst einen Schnitt bis auf den Knochen, ließ die Wunde ausbluten, und verband sie trocken. Von diesem Augenblicke an nahm die Unempfindlichkeit der rechten Seite ab, und während der Eyterung der Wunde verschwand sie nach und nach gänzlich.

H. Viger von einem Milchabsatze. Eine Frau, die vor wenig Tagen glücklich niedergekommen war, zog sich durch Unachtsamkeit und eine unordentliche Diät ein heftiges Fieber zu. Die Lochia hörten auf zu fließen, und am Unterleibe entstand eine große schmerzhafte Geschwulst. Nach dem Gebrauche einiger Arzneymittel verlohr sich das Fieber, die Geschwulst aber blieb unverändert. Die Kranke ging

bald darauf aufs Land, und blieb daselbst 18 Monate ohne diese Geschwulst zu achten. Diese wurde nach und nach größer, und nöthigte endlich die Kranke H. Viger um Rath zu fragen. Er fand die Kranke ganz entkräftet und ausgezehrt; die Geschwulst war so hart, als ein wahrer Scirrhus, und so groß, daß sie fast das ganze Becken einnahm. In der Mitte derselben empfand die Kranke heftige stechende Schmerzen. Nahe am Nabel war eine fistulöse Oeffnung, aus welcher Eyter und Urin floß. Eine Sonde, die man in diese Oeffnung steckte, drang in die Blase, und aus dieser in die Gebärmutter. Man erweiterte die Oeffnung, und spritzte ein Decoctum agrimon. aristoloch. rot. und absinth. ein, welches theils durch den Muttermund, theils durch den Harngang ausfloß. Man rieb in die Geschwulst Althäsalbe, und bedeckte sie mit einem auflösenden und erweichenden Breye: innerlich verordnete man arcanum duplicatum. Beym fortgesetzten Gebrauche dieser Mittel gerieth die ganze Geschwulst in Eyterung. Man bemerkte eine Schwappung in derselben, und öffnete sie, worauf eine ungeheure Menge eines milchichten Eyters ausfloß. Die Einspritzungen, die man in diese neue Oeffnung machte, flossen zum Theil durch den Muttermund, zum Theil durch die Harnröhre aus. Man unterstützte die Kräfte der Kranken durch eine gute Diät, und

stärkende

stärkende Arzneymittel, und verband die Geschwüre täglich zweymal. Bey diesem Verfahren verschwand die Geschwulst, das Eyter ward gut, die Kranke besserte sich, und ward nach einiger Zeit vollkommen wieder hergestellt. Sie bekam ihre monatliche Reinigung ordentlich wieder, wurde aber nachher nie wieder schwanger. Der V. glaubt, daß alle diese Zufälle durch einen Milchabsatz verursacht worden sind.

H. Poulain behauptet, daß die Regel, Eytergeschwüre an der untern Kinnbacke wegen der unförmlichen Narben nie äusserlich, sondern innerlich im Munde zu öffnen, welche H. Jourdain im zweyund dreißigsten Bande dieses Journals (s. chir. Bibl. 1 Band 3 St. p. 96) festgesetzt hat, nicht immer ohne Schaden befolgt werden könne, und beweißt es durch einige Wahrnehmungen. Nach der Ausziehung des hintern Backenzahns bekam eine Frau eine entzündete Geschwulst, die die ganze Seite des Gesichts einnahm, und sich herunter bis an den Hals erstreckte. In der Mitte der Backe bemerkte man eine Schwappung, die sich nach dem Ohre erstreckte. Man entschloß sich, die Regel des H. Jourdain zu befolgen, und obgleich die Schwappung äusserlich weit deutlicher zu fühlen war als innerlich im Munde, dennoch den Abscess innerlich zu öffnen. Da der Mund wegen der Entzündung nicht genug geöff-

net werden konnte, war man nur im Stande, eine sehr kleine Oeffnung zu machen, die nur den dünnern Theil des Eyters ausfließen ließ. Das Eyter sackte sich also nach dem Ohre hin, und man war nach einigen Tagen genöthigt, äusserlich am hintern und untern Theile der Kinnbacke eine Gegenöffnung zu machen. Man fand verschiedne Eytergänge, auch war der Knochen cariös. Nach einiger Zeit zeigte sich eine neue Eytersammlung auf den sternomastoideus. Man suchte durch einen äussern Druck das Eyter herauf nach der äussern Oeffnung zu drucken, und den Eytergang zu schließen; aber umsonst, man war genöthigt, eine dritte Oeffnung zu machen. Hierauf hatte das Eyter einen hinlänglichen Abfluß, es entstand eine Abblätterung, und bald darauf schloß sich das Geschwür. Man hätte, sagt H. Poulain, in diesem Falle offenbar alle Weitläuftigkeiten vermeiden können, wenn man, statt der innern Oeffnung, die hier fast ganz unnütz war, und keine Dienste that, gleich anfangs eine äussere Oeffnung gemacht hätte. Er rathet daher allezeit, die Oeffnung da zu machen, wo sie die Natur haben will; das ist, wo die Schwappung am deutlichsten, und die Haut am dünnesten ist. — In einem Aufsatze, der am Ende dieses Bandes befindlich ist, vertheidigt sich H. Jourdain gegen diese Einwürfe. Er sagt, es sey seine Schuld nicht, daß Herr Poulain

lain eine so kleine Oeffnung innerlich im Munde gemacht habe, und es sey ihm überhaupt nie eingefallen, zu behaupten, daß man in allen Fällen eine innre Oeffnung machen müsse, er habe blos behauptet, daß es gut sey, wenn man die Oeffnung innerlich machen kann, und daß man es weit öfter kann, als man glaubt.

H. Mangin beschreibt ein Geschwür, am untern Theile des Fusses, daß sich gegen den äussern und hintern Theil der Tibia bis ans Gelenk erstreckte, und verschiedne Flechsen, unter andern auch die Achillessehne entblößte. Diese entblößte Flechsen waren widernatürlich aufgeschwollen; die Achillessehne war so dick als der vordere Theil eines Vorderarms. Die Fiebern der Flechsen waren von einander entfernt; zwischen ihnen war eine rothe schwammichte Substanz. Man verband die Geschwüre trocken, und ließ den Kranken einen antiscorbutischen Wein trinken, worauf die schwammichte Substanz nach und nach verschwand, die Flechsen allmälig kleiner wurden und sich mit Fleisch überzogen. Innerhalb 4 Wochen war das Geschür heil. — H. Heriz Laval thut den Vorschlag, die Köpfe der Bruchbänder nicht mit Wolle oder Haaren, sondern mit einer durch Luft stark ausgedehnten Blase zu füllen. Ein solcher Kopf druckt gelinde, als

lenthalben gleich stark, und bequemt sich nach den Theilen, auf welchen er liegt.

H. Planchon von einem besondern Milchabsatze. Wenn die zurückgetriebene Milchmaterie nicht ausgeleeret wird, wirft sie sich zuweilen auf diesen oder jenen Theil, und verursacht Entzündungen und Geschwülste, zuweilen in die Haut, und erscheint in der Gestalt eines Frieselß. Dies beweißt folgende Wahrnehmung. Eine junge Frau bekam einige Tage nach einer glücklichen Entbindung von einem todten Kinde eine oedematöse Geschwulst am linken Knie, und rechten Vorderarme: die Lochia hörten auf zu fließen, und in den Brüsten war keine Milch. Den achten Tag sahe sie H. Planchon zuerst. Sie hatte ein heftiges Fieber, Erbrechen, beständige Beängstigungen, öftere Ohnmachten, Anfälle von Raserey, ein bleiches eingefallnes Gesicht, einen kleinen Puls, und war sehr entkräftet. Zertheilende Umschläge schienen die Geschwulst des Arms und Knies ein wenig zu vermindern. Den Tag darauf erschien der weisse Frieselß, und bald nachher verschwanden die Anfälle von Raserey, das Fieber wurde gelinder, die Kranke bekam häuffige sauerriechende Schweiße, und der Urin einen starken Bodensatz. Um den Ausschlag zu befördern, verordnete man eine Kampferemulsion, die

die

die Kranke 8 Tage lang gebrauchte, nach welcher Zeit der Frieſel abtrocknete. Während dieſer ganzen Zeit blieb die Geſchwulſt am Arme und Kniegelenke unverändert. Nach dem man lang äuſſerlich zertheilende Mittel gebraucht hatte, verlohr ſich endlich die Geſchwulſt des Arms; die Geſchwulſt im Kniegelenke aber ward gröſſer, und nahm endlich den ganzen Schenkel und Fuß ein. Es waren bereits 14 Tage nach der Abtrocknung des Frieſels verſtrichen, als auch der andre Fuß, ja auch der Unterleib zu ſchwellen anfing. Der Urin ging dabey ſehr ſparſam ab. Unter dieſen Umſtänden verordnete man das oxymel colchicum, und zuweilen Purganzen. Dieſe Mittel verurſachten eine groſſe Aenderung: es entſtanden häufige Schweiße, und alle Zufälle verlohren ſich, die Geſchwulſt am Knie ausgenommen, welche nach einiger Zeit aufbrach und ſehr viel milchichtes Eyter von ſich gab. Nachdem das Geſchwür 2 Monate geeytert hatte, ſchloß ſichs; es blieb aber noch lange Zeit eine Geſchwulſt am Fuße zurück, die endlich durch Bäder zertheilet wurde.

H. Enaux von einer beſondern Zwillingsgeburt. Die Geburt erfolgte zu Anfange des neunten Monats der Schwangerſchaft. Gleich zu Anfange der Geburt floſſen die Waſſer ab. Das Kind zeigte die Füße und Nabelſchnur. Man ergriff die Füſſe,

und zog das Kind heraus. Als man es bis an die Brust gezogen hatte, fand man mit grosser Verwunderung an der Brust desselben den Kopf eines andern Kindes, der auf dem heiligen Beine lag. Der Kopf des ersten lag über den Schaamknochen. Es war unmöglich das erste Kind vollends auszuziehen, und eben so unmöglich den Kopf des andern zurück zu stossen. In diesem besondern Falle faßte H. Enaux folgenden Entschluß. Er übergab den Körper des halbherausgezogenen Kindes der Hebamme, die ihn so hoch als möglich halten mußte, faßte den Kopf des zweyten Kindes mit der Zange, und zog das Kind ganz leicht heraus. Bald darauf wurde auch das erste Kind ohne Schwierigkeit hervorgezogen. Die Kinder waren beyde ziemlich klein, und lebendig.

Eine Frau, die schon verschiedne Kinder gebohren hatte, ließ im siebenten Monate ihrer siebenten Schwangerschaft zur Ader, und bekam bald darauf am ganzen Körper eine oedematöse Geschwulst, die bis zu Ende der Schwangerschaft unverändert blieb. Sie hatte schon seit acht Tagen Wehen, als H. *Noé* ein Wundarzt zu Paris, der diese Geschichte erzählt, gerufen wurde. Der Unterleib war sehr groß, und lag fast ganz auf den Schenkeln; die Haut an demselben war voll rother Knoten, aus welchen seit 14

Tagen

Tagen sehr viele Feuchtigkeit floß. Das Kind zeigte den Kopf. Der V. ließ die Kranke, die man bisher immer auf einem Stuhle hatte sitzen lassen, auf den Rücken legen, und hob den tief niederhängenden Leib mit einer Serviette in die Höhe. Dieß geschahe mit so gutem Erfolge, daß nach 2 Stunden das Kind gebohren war. Das Kind war so wie die Mutter vom Kopfe bis zum Füssen ödematös. Es floß eine ungeheure Menge liquor amnii aus. Da der V. fürchtete, daß die Kraft der Gebärmutter, sich zusammen zu ziehen, während der langen Geburtsarbeit, und durch die ungeheure Menge liquor amnii, sehr geschwächt seyn möchte, verschob er, um nicht etwa einen tödlichen Blutfluß zu verursachen, die Absonderung und Ausziehung der Nachgeburt, und druckte, um die Zusammenziehung der Gebärmutter zu befördern, äusserlich den Unterleib gelinde und von allen Seiten. Und dies geschahe abermahls mit einem so guten Erfolge, daß als nach 3 Stunden die Nachgeburt erfolgte, sehr wenig Blut verlohren ging. Als dies geschehen war, wendete der V. seine Aufmerksamkeit auf die äussern Theile des Unterleibes, welche, mit wässerichten Feuchtigkeiten angefüllt, und nun plötzlich erschlafft und zusammen gefallen, leicht brandig werden konnten. Er legte gleich nach der Geburt eine dicke mit Brandwein befeuchtete Kompresse auf den Unterleib, und

nete innerlich China. Demungeachtet war den Tag drauf eine ziemliche grosse Stelle am Unterleibe brandig; jedoch der Brand stand bald stille, und sonderte sich den neunten Tag ab. Die Lochia flossen ungestöhrt, und die Kranke genaß vollkommen.

H. Bourienne von einer besondern Geschwulst im Hodensacke. Sie war, da sie der B. sahe, 11 Jahr alt, unschmerzhaft, nahm die ganze linke Seite vom Bauchringe an bis auf den Grund des Hodensacks ein, und war weich und teigicht anzufühlen. Der Hode und Saamenstrang war ohne alle Fehler, und deutlich zu fühlen. Der Kranke erzählte, daß er bey einer heftigen Anstrengung der Kräfte plötzlich einen starken Schmerz am Bauchringe empfunden habe, der sich zwar bald wieder verlohren, aber diese Geschwulst hinterlassen habe, die anfangs ganz klein gewesen, nach und nach aber grösser worden sey. Man öffnete die Geschwulst durch einen Schnitt, der sich vom Bauchringe bis in den Grund des Hodensacks erstreckte, und fand in derselben nichts, als eine Materie, die wie faules Heu aussah, wenig roch, schichtweise in einem besondern Sack lag, und zusammengenommen ohngefähr so viel betrug, als man in 2 Händen halten konnte. Die ersten Tage nach der Operation befand sich der Kranke sehr wohl; den achten Tag bekam er

heftige

heftige Schmerzen im Unterleibe; den zehnten ein starkes Fieber, und endlich einen Durchfall, der sich bald in die Ruhr verwandelte, die eine große Entkräftung, und den zwanzigsten Tag nach der Operation, den Tod verursachte. — Man fand ein kleines Stück Darm im Bauchringe, und an demselben eine 4 Linien grosse Oeffnung. Die übrigen Därme waren gesund. Der V. glaubt, daß die ganze Krankheit zuerst ein kleiner Bruch gewesen sey, der durch die starke Anstrengung der Kräfte verursacht worden; daß der eingekneipte Darm bald darauf eine Oeffnung bekommen, und daß die Materie in der Geschwulst des Hodensacks Koth gewesen sey, der durch diese Oeffnung des Darms in die Zellenhaut des Hodensacks gedrungen ist. Aber ist es nicht zu bewundern, daß dieser Koth daselbst so lange hat liegen können, ohne Zufälle zu verursachen?

Daß eingekneipte Därme zuweilen ohne sonderliche Zufälle Oeffnungen bekommen, beweißt folgende Erfahrung. Ein Soldat der vor kurzem ein Fieber mit einem Durchfalle gehabt hatte, beklagte sich über eine Geschwulst, die er seit einem Jahre an der hintern und innern Seite des Schenkels, vier queer Finger von der Oeffnung des Mastdarms hatte. Sie war von der Grösse eines Hühnereyes, weich, und unschmerzhaft. Da man eine Schwappung in derselben

ben bemerkte, öffnete man sie, und es kam ein dünner flüßiger Koth zum Vorscheine. Man steckte einen Finger in den Hintern, und eine Sonde in die gemachte Oeffnung, und fand eine Oeffnung im Mastdarme, die in die Geschwulst ging. Man verband das Geschwür ganz einfach, es floß kein Koth aus demselben. Die Heilung erfolgte gar bald. Da man bald darauf diesen Soldaten aus dem Gesichte verlohr, weiß man nicht ob die Heilung von Dauer gewesen ist.

H. Richard de la Prade beweißt durch ein paar Wahrnehmungen, daß der Mohnsaft äusserlich gebraucht eben sowohl eine schmerzstillende, beruhigende, schlafmachende Kraft habe, als wenn er innerlich gebraucht wird. Eine Frau, die bey einem Fieber eine beständige Unruhe und Schlaflosigkeit hatte, weigerte sich Mohnsaft zu nehmen, den man um ihr einige Ruhe zu verschaffen, verordnet hatte. Man entschloß sich also zu versuchen, ob man nicht etwa diesen Entzweck durch den äussern Gebrauch dieses Mittels erreichen könnte, und ließ ihr in die rechte Schulter Mandelöl, wozu man 60 Tropfen laudanum liquidum Sydenhami gemischt hatte, einreiben, worauf sie sogleich ruhig wurde, und einschlief. Man wiederhohlte hernach denselben Versuch mit demselben Erfolge. Nach und nach vermehrte man die

Dose

Dose Laudanum, und endlich rieb man ihr 300 Tropfen auf einmal ein; sie befand sich sehr wohl dabey, ja sie gewöhnte sich nach und nach an dieses Mittel, so daß sie während ihrer ganzen Krankheit nicht eher schlafen konnte, als bis man ihr Laudanum eingerieben hatte.

Eine Frau, die sich mit entblößtem Kopfe der Sonnenhitze ausgesetzt hatte, bekam eine beständige Schlaflosigkeit und einen heftigen Kopfschmerz, der allen Mitteln widerstand. Man ließ ihr Laudanum in die Schläfe einreiben, und bald darauf verminderte sich der Kopfschmerz, und es stellte sich ein ruhiger Schlaf ein. Beym fortgesetzten Gebrauche dieses Mittels verlohr sich der Kopfschmerz und die Schlaflosigkeit gänzlich. Man kann also, sagt der V., vom äussern Gebrauche des Mohnsafts dieselben Wirkungen erwarten, die man vom innern erwartet: ja vielleicht sind beym erstern nicht die Unbequemlichkeiten zu fürchten, mit welchen der letztere so oft verbunden ist.

H. Salgues von der Absonderung eines brandigen Blinddarms. Ein Mensch hatte seit 12 Stunden heftige Schmerzen im Unterleibe, und brach alles aus, was er genoß. Uebrigens aber war er ohne Fieber. Man verordnete ein erweichendes Klystier,

welches

welches alle zwey Stunden wiederhohlet wurde. Dadurch wurde eine grosse Menge Koth ausgeleert, worauf sich das Erbrechen legte, die Schmerzen verminderten, und der Kranke so wohl befand, daß er den Tag darauf wieder ausging. Dies bekam ihm sehr übel; denn es stellten sich gar bald die vorigen Zufälle mit der vorigen Heftigkeit wider ein. Der Unterleib war gespannt und schmerzhaft, der Puls klein, und nahe am Nabel bemerkte man eine eyförmige Geschwulst, von der Größe einer geballten Faust. Man applicirte alle 2 Stunden ein erweichendes Klystier, bedeckte die Geschwulst mit einem erweichenden Breye, bähete den ganzen Unterleib mit erweichende Mitteln, und ließ, als sich nach ein paar Tagen der Puls erhob, zur Ader. Alle diese Mittel fruchteten wenig; die Klystiere leerten zwar eine grosse Menge einer gallichten Materie aus, aber die Zufälle blieben einige Tage lang immer gleich heftig. Endlich fingen sie an abzunehmen, und verschwand nach dem Gebrauche eines gelinden Purgiermittels, welches eine große Menge Koth ausleerte, gänzlich. Nur die Geschwulst blieb unverändert, und immer schmerzhaft. Endlich ging der ganze Blinddarm nebst dem wurmförmigen Anhange ab, und die Geschwulst verschwand. Der Darm war größtentheils brandig. Der Kranke wurde

de vollkommen wieder hergestellt. (Die ganze Krankheit verursachte vermuthlich ein Volvulus.)

Verschiedne Wahrnehmungen von Gegenschlägen (contre-coups): von H. Auran. Ein Mann zerbrach durch einen Fall von einer ansehnlichen Höhe den Schenkelknochen, die apophysis spinosa der 2 letzten Rückenwirbelbeine, und das Brustbein, dessen oberster Knochen vom zweyten abgesondert, und ziemlich entfernt war. Man reponirte und verband den Schenkelknochen, und ließ den Kranken, um die Bauchmuskeln zu erschlaffen, und dadurch die Entfernung der zwey Stücke des Brustbeins zu heben, mit vorwärts gebeugtem Körper sitzen. Den Bruch der Wirbelbeine überließ man der Natur. Der Kranke ward auf diese Art glücklich wieder hergestellt. — Durch einen Fall aufs Brustbein wurde der obere Theil dieses Knochen abgebrochen, niedergedruckt, und zum Theil unter das untere Stück geschoben. Man ließ, um die Bauchmuskeln zu spannen, den Kranken gerade ausgestreckt liegen; dadurch wurden die zwey verschobnen Stücke des Brustbeins in ihre natürliche Lage gebracht, in derselben erhalten, und der Bruch heilte vollkommen. — Ein Mensch fiel mit stark vorwärts gebeugtem Körper von einer gewissen Höhe auf den Hintern. Die apophysis spinosa des zweyten und dritten Lendenwirbelbeins

ragte

ragte stark hervor, beyde waren von einander sehr entfernt, der Körper des Kranken war stark vorwärts gebeugt, und der Kranke konnte ihn nicht zurück beugen. Dieses alles schien eine Verrückung dieser zwey Wirbelbeine anzuzeigen. Indem man diese zwey Wirbelbeine äusserlich gelinde mit der Hand druckte, schienen sie in ihre natürliche Lage zurück zu treten. Man suchte sie durch eine Binde, die stark auf dieselben druckte, und durch eine stark zurückgebogne Stellung des Körpers darinnen zu erhalten; und nach 2 Monaten war der Kranke völlig wieder hergestellt.

Ein Knabe von 12 Jahren fiel von einer ansehnlichen Höhe auf den gerade ausgestreckten rechten Fuß, und empfand bald darauf heftige Schmerzen im Schenkelgelenke, die ihn nöthigten, ein ganzes Jahr lang das Bette zu hüten. Er wurde in dieser Zeit ganz contract, ausgezehrt, und starb endlich. Man fand ein Eytergeschwür in dieser Gegend des Gelenks; der Kopf war samt der Pfanne carids. — Ein Kind, das auf den Hintern gefallen war, empfand so heftige Schmerzen in den Rückenwirbelbeinen, daß es ein halb Jahr im Bette liegen mußte, nach welcher Zeit es einen Buckel in der Gegend dieser Rückenwirbelbeine bekam. Es starb nach einiger Zeit an den Blattern, und man fand, daß die

Rücken-

Rückenwirbelbeine unbeweglich zusammengewachsen waren. — Ein Knabe bekam nach einem ähnlichen Falle auf den Hintern allerhand Zufälle, die eine verborgene Eyterung in den zwey letzten Rücken- und dem ersten Lendenwirbelbeine anzuzeigen schienen. Die apophyses dieser Wirbelbeine waren zurück getreten, und verursachten einen Buckel. Man suchte sie durch eine fest umgelegte Binde hervor in ihre natürliche Lage zu drucken, und rieth dem Kranken, das Rückgrad nicht im geringsten zu bewegen. Sobald die Binde angelegt war, konnte der Kranke ohne Krücken gehen, ohne welche er vorher nicht gehen konnte. Nachdem er diese Binde ein Jahr getragen hatte, war zwar der Buckel noch da, aber die verschobnen Wirbelbeine hatten eine hinlängliche Festigkeit erhalten, so daß der Kranke umher gehen, schwere Last tragen, und den Körper ohne alle Unbequemlichkeit bewegen konnte. — Derselbe V. wurde einsmals wegen eines Knabens um Rath gefragt, der seit 2 Jahren im Bette liegen muste, sich nirgends ohne Krücken hinbegeben konnte, und alle Zeichen eines Beinfrasses in dem dritten Lendenwirbelbeine hatte. Ein Schlag mit einem Stocke auf dieses Wirbelbein war die Ursach aller dieser Zufälle. Er wurde wie der Kranke im vorhergehenden Falle behandelt und geheilt. (Die Zeichen, wodurch der V. den Beinfraß in diesen Wirbelbeinen entdeckt ha-

ben will, und die er hier nicht angiebt, mögen wohl so gar zuverläßig nicht gewesen seyn.)

Ein Mann empfand, indem er eine schwere Last auf seine Schulter zu heben versuchte, plötzlich einen heftigen Schmerz und ein Geräusch in der Gegend der Vereinigung der 2 obern Knochen des Brustbeins. Da der Schmerz bald wieder verging, wiederhohlte er den vorigen Versuch, und dieser verursachte von neuem heftige Schmerzen. Nach einigen Wochen zeigte sich eine Geschwulst in der eben angezeigten Gegend des Brustbeins; man öffnete sie, und fand das Brustbein daselbst cariös. Der obere Theil des Brustbeins war fest und unbeweglich, der untere folgte den Bewegungen der Brust beym Othemhohlen, und rieb beständig gegen den obern. Man sonderte das Verdorbene vermittelst eines Trepans und einer Rougine ab, fand aber dennoch nach einiger Zeit, daß der Beinfraß weiter um sich gegriffen hatte. Man schrieb dies der Lage des Kranken auf dem Rücken, in welcher sich das Eyter sackte, und dem beständigen Reiben des untern Stücks des Brustbeins gegen das obere zu. Man ließ also den Kranken mit stark vorwärts gebeugtem Körper auf der Seite liegen, dadurch wurden die Bauchmuskeln erschlafft, das Reiben der zwey Stücke des Brustbeins gegen einander hörte auf, und das Geschwür heilte bald darauf.

Hr.

H. Pietsch gedenkt einer Opthalmie, die seit 8 Monaten beyden Augen eingenommen, und allen Mitteln widerstanden hatte. Endlich zog man drey cariöse Backenzähne aus, und gleich darauf verschwand die Opthalmie. — Eben derselbe beweißt durch einige Erfahrungen, daß entblößte Knochen sich nicht allezeit abblättern. Ein Mann, der auf den Kopf gefallen war, hatte verschiedne Wunden, die alle den Hirnschädel entblößten. Man verband sie mit Digestif, und ihre Ränder zogen sich immer mehr und mehr zurück, wodurch nach und nach ein größrer Theil des Hirnschädels, ja einige Suturen entblößt wurden, aus welchen eine Materie wie Eyweiß, schwitzte. Demungeachtet heilten alle diese Wunden ohne Abblätterung. — Ein Mensch, der mit einem Stocke heftig auf den Kopf geschlagen worden war, bekam nach acht Tagen eine Geschwulst, aus welcher, nachdem man sie geöffnet hatte, Eyter floß. Die Wunde heilte, ob gleich der Hirnschädel entblößt war, ohne Abblätterung. — Herr Poupart hat eine hartnäckige Augenentzündung und einen Abscеß in der Mitte der Hornhaut blos durch den äussern Gebrauch des Goulardschen Bleywassers vertrieben.

VII.

Chirurgical Observations and Cases.

By William Bromfield, *Surgeon to her Majesty, and to St. George's Hospital. With Copper Plates. London*, 1773. 8. *Vol. I.* 352 Seiten. *Vol. II.* 379 Seiten.

Dieses Buch enthält das Resultat der Erfahrungen eines der größten jetztlebenden englischen Wundärzte, und bedarf also wohl keiner weitern Empfehlung. — Der erste Band. Bisher hat man immer geglaubt, das die Erschütterungen des Gehirns starke Ausleerungen erfordern: und dennoch hat der V. gemeiniglich bemerkt, daß die mehresten Kranken von dieser Art nach starken Ausleerungen sterben. Er verwirft diese daher, und empfiehlt ein andres Mittel, das ihn die Erfahrung gelehrt hat. Dies Mittel ist Opium. Er gebraucht es in einer Vermischung mit andern Mitteln, die man das Dovarsche Schwitzpulver (*) nennt. Ist

(*) Dies ist das Dovarsche Pulver. ℞ nitr. depur. Tartar. vitriol. ana unc. iv. Rad. glycirrh. ipecacuanh. opii ana unc. i. M. F. Pulvis.

Ist der Kranke vollblütig, so läßt er ihm zuvor zur Ader, auch sucht er den Leib durch Klystiere beständig offen zu erhalten. Ein warmes Bad bereitet den Kranken zum Gebrauche dieses Mittels sehr wohl, indem es ihn zum Schweiße disponirt. Die Zufälle der Erschütterung, sagt er, verliehren sich gemeiniglich, so bald der Kranke stark zu schwitzen anfängt. Der Gebrauch dieses Mittels muß so lange fortgesetzt werden, als die Zufälle anhalten, und wiederhohlt werden, sobald ein Rückfall entsteht. Nie hat dies Mittel geschadet, mehrentheils hat es geholfen: nur muß es zeitig gebraucht werden: denn wenn eine Eyterung da ist, ist die Zeit, wo es nützen kann, bereits verstrichen. Wir überlassen es andern, die Wirkung dieses Mittels zu erklären, und begnügen uns mit der Wirkung selbst. Hier sind einige Wahrnehmungen, die sie bestätigen.

Ein Mensch, der auf den Kopf gefallen war, ward ohne Empfindung und Bewegung ins Lazareth gebracht. Man ließ ihm zur Ader, gab ihm ein Klystier, und darauf einen Scrupel vom Dovarschen Pulver. Den Tag drauf war er sich seiner wieder bewußt, doch klagte er noch über Schwindel und Schmerzen im Kopfe. Man verordnete ihm zehn Tropfen von der Tinctura anodyna antimoniali (*)

(*) Diese Tinktur besteht aus vin. antim. drachm. lij. Tinctur. thebaic. drachm. i.

Alle 4 Stunden, gegen Abend ein Klystier, und beym Schlafengehen einen Scrupel vom Dovarschen Pulver. Den Tag drauf war er ohne Schwindel, und der Kopf vollkommen frey. Man ließ ihn den Gebrauch der Tinctur noch ein paar Tage fortsetzen, und darauf eine gelinde Abführung nehmen. Und nun war er von allen Beschwerden frey. Den sechzehnten Tag bekam er einen neuen Anfall von Schwindel und Uebelkeit, der sich aber nach einem Aderlaß und einer Abführung bald wieder legte. Nach einigen Tagen zeigten sich wieder einige Zufälle von neuem; eine Dose Dovarsches Pulver hob sie aber gar bald. — Ein Knabe der auf den Kopf gefallen war, hatte Schwindel und Erbrechen und einen Bruch am obern Theile des Hinterhauptbeins. Man gab ihm eine gelinde Abführung, und bald darauf einen Scrupel vom Dovarschen Pulver. Er hatte eine ruhige Nacht, das Brechen hörte auf, der Schwindel und Schmerz aber hielten an. Den Tag darauf nahm er die Tinctura anodyna, worauf sich der Schwindel verlohr. Durch diese Mittel ward der Knabe ohne alle Rückfälle vollkommen wieder hergestellt.

Von den künstlichen Geschwüren. Diese haben in Fällen, wo eine Auszehrung bevorstand, und in mancherley Brustkrankheiten Wunder gethan.

Der

Der Ort, wo der Kranke die stärksten Schmerzen innerlich empfindet, ist der Ort wo äusserlich das Geschwür angebracht werden muß: sind keine Schmerzen da; oder sind die Schmerzen nicht immer an einem Orte, so sollte man zwischen der sechsten und siebenten wahren Ribbe das Haarseil legen. — Wenn Feuchtigkeiten im Gehirn Zufälle erregen, pflegt man äusserlich in der Gegend des vordern Theils der Pfeilnath eine Fontanelle zu legen. Der V. hat gesehen, daß eine Fontanelle an diesem Orte üble ja tödtliche Folgen gehabt hat. Einigemal hat er gefunden, daß die Hirnhaut unter der Fontanelle schlaff und faul war. Aber sehr vorzügliche Dienste thun diese Geschwüre, und nie thun sie Schaden, wenn sie unmittelbar auf den hintern Theil der futura squamosa, den man das additamentum futurae temporalis nennt, oder vielmehr die futuram mammillarem nennen sollte, gelegt werden, in allen Fällen, wo nach äusserlichen Verletzungen Zufälle zurück bleiben, die eine ausgetretne wässerichte Feuchtigkeit im Gehirne zum Grunde zu haben scheinen; dergl. z. E. der schwarze Staar, die Epilepsie u. s. w. ist. Einigemal haben sie wenig geleistet; der V. vermuthet aber, daß sie in diesen Fällen nicht genau auf den bestimmten Ort gelegt worden sind. Uebrigens müssen sie nicht durch ein Etzmittel, sondern durchs Bistouri erregt werden.

Von der Amputation. Gemeiniglich thut man wohl am besten, wenn man in denen Fällen, wo der Knochen im Gelenke zermalmet, und die Gelenkbänder zerrissen sind, sogleich amputirt. Doch läßt sich hier nichts mit Gewißheit bestimmen. Nicht selten sind dergleichen Verletzungen ohne Amputation geheilt worden. In jungen Körpern kann man überhaupt immer viel von der Natur erwarten. Der V. selbst hat eine alte Frau, deren Schienbein nahe am Fußgelenke zerbrochen war, die Gelenkbänder zerrissen, die Haut durchbohrt, die Flechsen aus ihrer Lage gedruckt hatte, ohne Amputation vollkommen wieder hergestellt. Andrerseits aber hat man auch in diesen Fällen gemeiniglich so viel vom Brande, der Eyterung, und vielen andern Schwierigkeiten zu fürchten, daß man sich nicht wundern darf, wenn die Wundärzte in diesen Fällen überhaupt lieber sogleich amputiren, als eine zweifelhafte und mühsame Kur unternehmen.

Die Amputation eines mit einem alten Beinfrasse behafteten Gliedes ist oft mit vieler Gefahr verbunden; oft erfolgt, wenn man den Stumpf mit trockner Charpie bedeckt, und allen Ausfluß hemmt, in den ersten 24 Stunden der Tod. Der V. schreibt ihn dem gehemmten der Natur zur Gewohnheit gewordnen Ausflusse aus dem carlösen Geschwüre zu, und

und giebt den Rath, in einem solchen Falle den Stumpf sogleich nach der Operation mit erweichenden Mitteln zu bedecken, (um den Ausfluß zu befördern) innerlich Opium und die peruvianische Rinde zu verordnen, und ehe der Stumpf heilt, eine Fontanelle an einen nahen Theil zu legen.

Der Gliedschwamm erfordert nach der gemeinen Meinung meistentheils die Amputation. Aber gemeiniglich hat diese Operation einen üblen Erfolg, wenn die Krankheit nicht örtlich ist; und dies ist sie selten, gemeiniglich ist sie die Folge einer scrophulösen Cacochymie. In diesem Falle wirft sich die materia morbosa gemeiniglich bald nach der Operation auf einen andern Theil, und wenn dieser auch amputirt wird, wieder auf einen andern. Es kommt also offenbar hier hauptsächlich darauf an, die scrophulöse Cacochymie zu heben; so lange dies nicht geschehen ist, muß man an keine Operation denken.

Der V. hat eine besondere epidemische Rose beobachtet. Sie fing sich allemal mit Brechen, heftigen Kopfschmerzen und einem sehr schwachen Pulse an. Zuerst erschien sie zwischen beyden Augen, am obern Theile der Nase, breitete sich nach und nach mehr aus, verschwand nach 8 Tagen, und hinterließ gleich zusammenfliessenden Blattern grosse

Schorfe. Nach Aderlässen, Abführungen, und kühlenden Mitteln, verschwand die Geschwulst gemeiniglich plötzlich, und der Kranke starb. Stärkende Mittel, als China nach den Umständen Blasenpflaster, Clystiere, wenn Verstopfung da war, retteten die meisten Kranken. — Zuweilen schwillt nach einem Schlage auf den Kopf, nicht sogleich, sondern spät, oft erst nach 6 Wochen, das Gesicht, ja der ganze Kopf. Diese Geschulst ist auch eine Rose, aber eine sehr gefährliche Rose. Gemeiniglich geht die ganze membrana aponeurotica, durch die Oeffnungen, die man wegen des Eyters zu machen genöthigt ist, in Stücken weg. — Merkwürdig ist die Geschichte einer sehr heftigen Rose. Ein Mensch bekam nach einer Erkältung ein Fieber, und einen heftigen Schmerz in der linken Seite des Gesichts, vornämlich in den Zähnen derselben Seite. Man unternahm allerhand Ausleerungen ohne allen Nutzen, und endlich schwoll der Kopf und das Gesicht ungeheuer auf. Die Geschwulst hatte alle Zeichen derjenigen Rose, die nach einer Quetschung der äussern Bedeckungen des Hirnschädels zu entstehen pflegt, und verursachte die heftigsten Schmerzen, die selbst der Mohnsaft nicht linderte. Endlich fühlte man über dem linken Ohr Eyter, und bald darauf auch über dem rechten. Man machte Oeffnungen an beyden Orten. Und bald darauf war man genöthigt

nöthigt noch eine dritte am untern Theile des Hinterhauptbeins, und eine vierte am linken Gelenke des Kinnbackens zu machen. Die lezte Oeffnung entdeckte die wahre Quelle des Eyters; eine Sonde die man in dieselbe brachte drang gerades weges in die obere Kinnbackenhöhle, die ganz cariös und geschwürig war. Es erfolgten Abblätterungen, die unter andern die obern Backenzähne und ihre Zahnhöhlen absonderten, und der Kranke ward vornemlich durch Hülfe der China vollkommen wieder hergestellt.

Der Anthrax ist entweder pestilentialisch, oder nicht. Die erste Art kennt der V. nicht aus eigner Erfahrung; die leztere aber theilt er in zwey Untergattungen, deren erstere die Folge einer gutartigen heftigen Entzündung, die andre eines faulen bösartigen Fiebers ist. Beyde beschreibt der V. sehr genau.

Vom Brande. Gegen alte Geschwüre, die entzündete Ränder, eine bleiche Ueberfläche, ein dünnes stinkendes Eyter haben, und mit einem heftigen Schmerze verbunden sind, ist die China ein Specificum, vornemlich wenn sie nach den Umständen mit Mohnsafte gegeben wird. — In allen Fällen, wo Ausleerungen nöthig sind, und die Heftigkeit der Entzündung den Brand verursacht, ist China nicht zuträglich. — Bey alten oder sehr entkräfteten Personen

sonen, wo der Brand nicht um sich greift, sondern zu stehen scheint, erfolgt, so viel China man auch giebt, zuweilen dennoch keine Absonderung. In diesen Fällen thun flüchtige Arzneyen, als z. E. das flüchtige Hirschhornsalz in Verbindung mit der China oft innerhalb 24 Stunden eine bewundernswürdige Wirkung. — Es giebt Personen, die die China nicht vertragen können; sie behalten sie nicht bey sich, man mag sie in Substanz, im Extrakte, oder in einer Abkochung geben. Diesen bekommt das kalte Infusum sehr wohl; es verträgt sich nicht allein mit ihrem Magen, sondern ist auch sehr wirksam. Aeusserlich bähet der V. den brandigen Theil mit dem Dekokt der China; das abgekochte Pulver derselben braucht er als ein Cataplasma. Unter die äussern Mittel mischt er immer gern Weineßig. Wenn die Absonderung vor sich geht, befeuchtet er das faule mit spirit. vin. camph. um den Gestank, der dem Kranken lästig ja schädlich ist, zu mindern. Die Einschnitte dürfen nicht tiefer als durch die Zellenhaut dringen; dringen sie bis ins Lebendige, so erregen sie eine neue Entzündung, und befördern den Fortgang des Brandes.

Die Operation der Amputation beschreibt der V. nach allen Umständen sehr genau. Die Binde, womit man die Haut und das Fleisch befestigt,

oder

oder die nach andrer Meynung, das Messer leiten soll, muß nicht wie gewöhnlich über, sondern unmittelbar unter dem Orte angelegt werden, wo man die Haut zu durchschneiden gedenkt. Hier liegen sie bis zu Ende der Operation, ohne alle Unbequemlichkeit; da sie hingegen über dem Schnitte hindert die Haut und Muskeln in die Höhe zu ziehen. Den doppelten Schnitt erhebt der V. sehr. Er ziehet die Haut, so bald sie durchschnitten ist, so stark als möglich in die Höhe. Bey der Amputation des Schenkels sondert er die Muskeln, nachdem sie durchschnitten sind, vom Knochen ab, läßt sie vermittelst eines gespaltenen ledernen Riemens zurück ziehen, und sägt den Knochen so hoch als möglich ab. Zuweilen zieht sich die Pulsader so tief ins Fleisch zurück, daß man sie kaum finden und unterbinden kann; zuweilen hingegen ragt sie so sehr vor dem Fleische hervor, daß man sie ohne Nadel unterbinden kann.

Die Ligatur, so wie sie gemeiniglich gemacht wird, ist der schmerzhafteste Theil der Operation, Nie aber fast der V. einen Fleischbütschel in dieselbe, immer unterbindet er die Arterie allein. Er ziehet sie vermittelst eines krummen spitzigen Haaken, der auf der Kupferplatte abgebildet ist, aus dem Fleische hervor, und legt einen breiten gewächsten Faden

den um dieselbe. Diese Art die Arterie zu unterbinden ist ganz unschmerzhaft, und eben so sicher als die gemeine. Man hat nicht zu fürchten, daß der Faden die Pulsader durchschneidet, wenn er nur breit genug ist, und mäßig zusammen gezogen wird. Nie hat der V. gesehen, daß die Hämorrhagie von neuem entstanden ist; diese hat man weit mehr zu befürchten, wenn man zugleich Fleisch mit unterbindet, denn der Faden schneidet ins Fleisch, und wird leicht locker. Nie hat sie Schmerzen, Unruhe, Krämpfe, Geschwulst verursacht: Zufälle, die die gemeine Art zu unterbinden so oft erregt. Immer sondert sich der Faden zu rechter Zeit ab; dies thut er nicht immer, wenn er Fleisch faßt. Der V. zieht daher diese Ligatur allen Mitteln, das Blut zu stillen, selbst dem Agaricus, der immer eine Kompression erfordert, die dem Stumpfe selten zuträglich ist, und sich leicht verruckt, vor.

Bey der Amputation des Schenkels muß man, so bald die Hauptarterien unterbunden sind, das Tourniquet abnehmen, und dem Kranken ein Glaß Wein oder ein anderes stärkendes Mittel geben, damit sich die Nebenäste zeigen, und unterbunden werden können. Der V. hat gesehen, daß die Verabsäumung dieser Regel einigen das Leben gekostet hat. In einem Falle entstand noch den dreyzehnten Tag nach der

Opera-

Operation eine tödliche Blutung aus einem Nebenaste, den man bey der Operation nicht entdeckt und unterbunden hatte. Man fand den Kranken des Morgens tod im Bette. Vermuthlich hatte die Entzündungsgeschwulst die Blutung in den ersten Tagen verhindert. Man muß nach der Amputation des Schenkels den Kranken nicht eher allein seyn lassen, und das Tourniquet nicht eher bey Seite legen, als bis man überzeugt ist, daß alle Gefahr vorüber ist. —Zuweilen dringt während der Eyterung ein dünnes aufgelößtes Blut aus der ganzen Ueberfläche des Stumpfs. Dies ist eine ganz andre Art von Hämorrhagie, die äusserlich trockne Charpie, und innerlich China erfordert; Mitteln, die sogleich mit Ernste gebraucht werden müssen, da der Kranke in diesem Falle gemeiniglich keine Unze Blut ohne Lebensgefahr verliehren kann.

Den Fuß amputirt er, nicht nach der gemeinen Methode immer unter dem Knie, sondern so tief unten, als es der Schaden, der die Amputation erfordert, erlaubt. Er hat einigemal ganz nahe über den Knöcheln amputirt; die Wunde heilte, ob sie gleich fast ganz fehnicht war, in kurzer Zeit; man legte an den Stumpf einen hölzernen Fuß, und der Kranke bediente sich desselben mit aller möglichen Bequemlichkeit. Wenn die Flechsen hervor ragen, schnei-

det er sie mit der Scheere ab, dadurch verursacht er keine Schmerzen, und befördert die Cur. Ihm gefällt der Vorschlag des H. With, am Fuße die Amputation mit einem Lappen zu machen. Er hat die Operation auf diese Art einmal mit dem besten Erfolge verrichtet; der Fleischlappen gab ein weiches Pulster ab, der den Druck des künstlichen Fußes minderte. Man war kaum im Stande zu merken, daß der Kranke einen künstlichen Fuß hatte.

Die Finger und Fußzehen werden am besten im Gelenke abgenommen. Der V. ist so weit entfernt zu glauben, daß man den Knorpel im Gelenke allezeit so viel als möglich schonen müsse, daß er ihn vielmehr allezeit abschneidet, und glaubt, dadurch die Cur zu verkürzen.

Die Amputation des Vorderarms aus dem Gelenke mit dem Schulterblatte hat der V. einigemal mit glücklichem Erfolge auf folgende Art verrichtet. Auf einer Tafel läst er den Kranken auf die gesunde Seite legen. Ein Gehülfe druckt die arteria subclavia über dem Schlüsselbeine mit den Fingern gegen die obere Ribbe; dieser Druck ist hinreichend, und macht das in diesem Falle sehr unbequeme Tournicquet entbehrlich. Um sich zu überzeugen, ob dieser Druck hinreichend ist, darf man nur den Puls in der

Hand

Handwurzel untersuchen. Den Schnitt fängt er an der innern Seite des Arms, am Rande des Deltoides: da wo der Brustmuskel über die Achsel gehet, an, setzt ihn herunterwärts und ein wenig schief auswärts fort, bis ans Ende des Deltoides: dann führt er ihn fort in die Queere hinüber auf die äußere Seite des Arms und von da gerade hinauf bis an die Falte, die die Haut im Gelenke macht. Dieser Schnitt formirt einen fast halbmondförmigen Fleischlappen. Den zweyten Schnitt fängt er nahe unter dem processus coracoideus an, setzt ihn gerade herunter mitten durch den Deltoides fort, und endigt ihn am untern Ende des halbmondförmigen Lappen. Dieser Schnitt theilt den Fleischlappen in zwey ungleiche Theile; der größte Theil ist der hintere. Nun sondert er die vordere Hälfte des Lappens so hoch hinauf als möglich vom Knochen ab, steckt den Zeigefinger unter die Flechse des Brustmuskels, und scheidet sie mit einem Bistruri auf dem Finger so nahe als möglich am Knochen ab. Nun erst ist es nöthig, daß der Gehülfe die Pulsader am obenangezeigten Orte gegen die erste Ribbe drucket.

Wenn die großen Gefäße nun noch nicht genug entblößt sind, scheidet er den äussern Kopf des zweyköpfigen Muskels ab; dann bringt er vermittelst einer stumpfen Nadel, an deren vorderen Ende ein

Oehr ist, einen starken Faden unter die Arterie, und unterbindet sie ungefähr zwey Zoll unter dem Kopfe des Schulterknochens. Einen halben Zoll tiefer legt er eine zweyte Ligatur um dieselbe, und einen halben Zoll unter dieser zweyten Ligatur schneidet er sie ab. Auf gleiche Art unterbindet er auch die große Blutader; immer aber hütet er sich den Nerven mit zu unterbinden. Diesen schneidet er so hoch oben als möglich ab. Die Enden der Ligaturen übergiebt er einem Gehülfen, der sie in der Hand hält. Nun sondert er den äussern Theil des Lappen so hoch hinauf ab, daß die Kapsel des Gelenks hinlänglich entblößt ist. Er öffnet alsdann dieselbe, hebt den Kopf des Schulterknochens aus derselben, und endigt nunmehro die Operation, indem er den dritten Hauptschnitt am innern Theile der Achsel anfängt, in einer halbmondförmigen Richtung durch die fleischichten Theile, die die innere Seite des Gelenks bedecken, fortsetzt, und in den Schnitt an der äussern Seite des Arms endigt. Indem dieser Schnitt geschiehet, drucket ein Gehülfe die großen Gefäße zur Seite, damit sie das Messer nicht berührt. Wenn ein Nebenast stark blutet, ziehet er ihn mit seinem Haaken hervor, und unterbindet ihn. Den Knorpel, der die Pfanne des Schulterblatts überziehet, sondert er mit dem Messer ab. Die Lappen der Wunde befestigt er mit einigen Nadelstichen

an

an einander, und die Enden der Ligatur lässet er aus dem mittlern Schnitte hervor hangen.

Diese Methode hat vor den bisher gebräuchlichen mancherley Vorzüge. Man thut nicht wohl, wenn man den Krauken während der Operation auf einem Stuhle sitzen läßt; die Heftigkeit der Schmerzen bringt ihn oft auf die Füße, und man hat ihn nicht genug in seiner Gewalt, daß man es verhindern könnte. Wenn es möglich ist, muß der Arm während der Operation horizontal gehalten werden. Der Druck auf die Pulsader über dem Schlüsselbeine sichert im Falle der Noth gegen alle Hämorrhagie, und macht die grausamen Mittel, das Blut zu stillen, die le Dran vorschlägt, entbehrlich. Der V. unterbindet gegen die Gewohnheit die Arterie so tief unten als möglich, damit keine Saitenäste verlohren gehen, und die Fleischlappen Nahrungssäfte genug bekommen. Der Nerve hingegen muß so hoch oben als möglich abgeschnitten werden, damit er tief im Fleische verborgen liegt, weder während, noch nach der Cur von äußern Ursachen gereizt wird, und Schmerzen verursacht. Die zwey Seitenschnitte führt der V. nicht so hoch herauf ans Achselgelenke als Le Dran und andre; er hat es auch nicht nöthig, denn der mittlere Schnitt, der den Lappen in zwey Theile theilt, entblößt das Gelenk hinlänglich. Dieser mittlere Schnitt liegt, wenn die Lap-

pen zusammen geheftet sind, mitten auf der Artikulation, und giebt dem Eyter und den abgesonderten Knochentheilchen hinlängliche Freyheit auszufließen. Der V. giebt den Rath, sich durch die Entkräftung des Kranken, die die starke Eyterung, die Schmerzen, die Unruhe verursachen, nicht immer von der Operation abschrecken zu lassen: Diese Ursachen der Entkräftung hebt die Operation, oft erhohlen sich die Kranken unmittelbar nach derselben.

Bey Pulsadergeschwülsten, die von sich selbst, ohne irgend eine äußere Ursache entstanden sind, widerräth der V. die Amputation. Diese Pulsadergeschwülste scheinen von einer ganz besondern Krankheit des ganzen Pulsadersystems zu entstehen, und kommen, wenn man sie an einem Orte amputirt, gemeiniglich bald darauf an einem andern wieder zum Vorschein. — Die Ligatur des Saamenstrangs hat einigemal fürchterliche Zufälle verursacht; sie verschwanden so bald man die Ligatur abnahm. Der V. sondert bey der Castration allezeit den Saamenstrang wohl aus der Zellenhaut, drucket ihn ein wenig zwischen den Fingern, schneidet ihn ab, und überlässet ihn sich selbst. Die Pulsader ziehet sich gemeiniglich ein wenig zurück, und blutet oft nicht; blutet sie aber, so faßt er sie mit seinem Haaken, ziehet sie hervor, und unterbindet sie. Bey diesem Verfahren, sind nie üble Zufälle erfolgt. Vermuthlich hat

sich

sich der Nerv zurückgezogen und wird nicht mit unterbunden. Der Compreßion trauet der V. nicht; sie kann sich leicht verrucken, auch hat er einmal gesehen, daß die Pulsader so dick als ein Federkiel war.

Die kleinen knorpelichten Körper im Kniegelenke, die sich hin und her bewegen, und oft plötzlich Schmerzen und eine Lahmheit verursachen, hat der V. einige mal glücklich ausgeschnitten. Doch ist diese Operation nicht ohne alle Gefahr. Er verrichtet sie auf folgende Art. Den Kranken läßt er den Fuß gerade ausstrecken. Ein Gehülfe hält den kleinen Knoten an dieser oder jener Seite der Kniescheibe fest, und ein andrer zieht die Haut so stark als möglich über das Knie herunter auf den Fuß, so daß sie auf der kleinen Geschwulst sehr gespannt ist. Alsdann macht er einen Schnitt durch die Haut und Kapsel bis auf die Geschwulst, und nimmt sie aus. So bald dies geschehen ist, ziehet er die Haut herauf nach dem Schenkel, bedeckt das Gelenk mit Kompressen, die mit Brandwein befeuchtet sind, und beugt das Knie, damit die Gelenkbänder erschlafft werden. Der Kranke muß, nachdem die äussere Wunde in der Haut geheilt ist, noch einige Tage lang das Bett hüten; denn die innere Wunde in der Gelenkapsel heilt nicht so geschwind als die äussere. Einigemal geriethen die Kranken fast in Le-

bensgefahr, blos weil sie das Glied zu zeitig bewegt hatten.

Von den Verrenkungen des Schulterknochen. Wenn der Kopf dieses Knochen gerade herunter in die Achselgrube gefallen ist, legt der Verf. einen dicken hölzernen Zylinder, der mit Compressen umwickelt ist, unter die Achsel, so hoch als möglich. Ein Gehülfe hält ihn an jeder Seite. Ein andrer Gehülfe umfaßt das Schulterblatt, und hält es zurück. Wenn die Ausdehnung bis auf den gehörigen Grad geschehen ist, läßt er den Arm gerade herunter bewegen, indem dies geschieht, tritt der Kopf gemeiniglich in die Pfanne. Geschieht dies nicht, so läßt er den Gehülfen, der das Schulterblatt hält, den vordern Theil des Schulterblatts plötzlich und mit einem Stoße niederdrucken, und in demselben Augenblicke springt der Kopf in die Pfanne. Diese Methode ist dem V. allezeit, und sogar in Fällen, wo andre Methoden umsonst versucht worden waren und die Verrenkung schon einige Monate alt war, geglückt. — Verrenkungen, die von einer Erschlaffung derer Theile, die das Gelenk befestigen, entstehen, sind weit leichter in der Jugend gründlich zu heilen, als in einem höhern Alter. Die vornehmsten Mittel, deren sich der V. in diesen Fällen bedient, sind die spanischen Fliegenpflaster, die er

zu

zu wiederhohlten malen aufs Gelenk legt. Diese, sagt er, geben den erschlafften Muskeln ihre Stärke wieder, und die Muskeln allen sind es, die ein Gelenk befestigen, nicht die Gelenkbänder, die blos das Gliedwasser zusammen halten.

Im zweyten Bande handelt der V. zuerst von einigen Knochenkrankheiten. Der so genannte Knochenschmerz hat seinen Sitz nicht in dem Knochen selbst, sondern in der Beinhaut, und ist entweder rheumatischer Art, oder venerischen Ursprungs. Im erstern Falle ist er anhaltend, und eben so oft in der Gegend der Gelenke, als in der Mitte der Knochen; im letztern Falle wüthet er nur des Nachts, und hat seinen Sitz in dem mittlern und härtern Theile der cylindrischen Knochen, vornemlich der tibia, fibula, vlna und des radius; zuweilen auch im Stirnbeine. — Der venerische nodus verursacht des Nachts oft unerträgliche Schmerzen; diese schreibt der V. der gewaltsamen Ausdehnung der Beinhaut zu. Man kann sie sogleich heben, wenn man die äußere Bedeckung und die Beinhaut über die ganze Geschwulst durchschneidet. Dies hat der V. sehr oft, und allezeit mit gutem Erfolge gethan; selten ist eine Abblätterung erfolgt. Doch rathet er vorher Queckſilber zu gebrauchen; dies hebt oft die Schmerzen und die Geschwulst, und macht den Schnitt entbehrlich.

Ein schleimichtes Blut, und eine Schwäche in den festen Theilen ist nach der Meynung des V. die nächste Ursach der englischen Krankheit. Zu Anfange der Kur empfiehlt er den innern Gebrauch des gereinigten lebendigen Queckſilbers. Wenn durch dieſes Mittel die Verſtopfung der Drüſen im meſenterio gehoben, und die freye Circulation der Säfte im Unterleibe wieder hergeſtellt iſt, verordnet er die China und das kalte Bad.

Ein Fall aufs Knie oder auf den großen Trochanter kann eine Quetſchung der Drüſen im Gelenke des Schenkelknochen mit dem Spitzbeine verurſachen. Die Folgen dieſer Quetſchung können von einer Verrenkung, oder einem Bruch des Halſes des Schenkelknochen herzurühren ſcheinen, und einen gefährlichen Irrthum veranlaſſen. Der Kranke verliert gemeiniglich bald das Vermögen, den Schenkel zu bewegen, oder empfindet bey der geringſten Bewegung deſſelben die heftigſten Schmerzen. Das Knie iſt gemeiniglich gebogen, der Schenkel in die Höhe gezogen, und das ganze Glied ſcheint kürzer zu ſeyn. Dies kann den Wundarzt veranlaſſen eine Verrenkung oder einen Bruch zu argwohnen; ein Irrthum, in den der V. ſelbſt einmal gerathen iſt; in den man deſto leichter gerathen kann, da die Heftigkeit der Schmerzen gemeiniglich nicht erlaubt,

das

das Gelenk genau zu untersuchen: und der gefährliche Folgen haben kann; denn nothwendig müssen die Versuche des Wundarzts den vermeinten Bruch oder die Verrenkung zu reponiren, die Entzündung im Gelenke vermehren, und Eyterung und Beinfraß verursachen. Indessen ist der Fall doch leicht zu unterscheiden: die Zufälle der Verrenkung und des Bruchs entstehen sogleich und unmittelbar nach geschehener Verletzung, dahingegen der Kranke, dem die Gelenkdrüsen gequetscht worden sind, eine Zeitlang noch frey und ungehindert gehen kann, und erst einige Zeit nachher Schmerzen empfindet, und das Vermögen zu gehen verliehrt. Aderläße, Clystiere, Bähungen, und eine kühlende Diät, heben diese Zufälle gemeiniglich gar bald, nur muß der Schenkel während der Cur nicht im geringsten bewegt werden. Das Dovarsche Pulver beschleunigt die Cur gar sehr.

Von dem Bruche der Kniescheibe. Verschiedne Wundärzte zweifeln, ob es besser sey, die Stücken der zerbrochnen Kniescheibe sogleich nahe an einander zu bringen, und völlig zusammen heilen zu lassen, oder aber sie in einiger Entfernung von einander zu erhalten, und auf solche Art gleichsam eine unvollkommene Heilung zu verstatten. Freylich wenn man die Stücken der zerbrochnen Kniescheibe

sogleich gewaltsam aneinander bringt, und vermittelst einer fest angelegten Bandage hält, können wenn die Entzündung entsteht, fürchterliche Zufälle, Schmerz und der Brand erfolgen; aber wenn man, nachdem die Entzündung vorüber ist, die Knochen nicht zusammen bringt und hält, handelt man auch offenbar unrecht. Man fürchtet zwar, wenn man auf die letzte Art verfährt eine Anchylosis, und diese würde auch freylich mit Recht zu fürchten seyn, wenn man, um eine vollkommene Heilung zu erhalten, den Fuß sechs ja mehrere Wochen lang gerade ausgestreckt ohne alle Bewegungen liegen lassen wollte; aber wenn man in den ersten Tagen das Glied sich selbst überläßt, so bald aber die Entzündung vorüber ist, die Stücken der Kniescheibe durch eine gute Lage und Binde nahe aneinander bringt und hält, dann am Ende der dritten Woche den Fuß zuerst gelinde, und nach und nach immer öfter und stärker bewegen läßt, entsteht selten einer von allen diesen gefürchteten Zufällen, und der Gebrauch des Kniegelenks wird gemeiniglich vollkommen wieder hergestellt. Diese Methode ist dem V. allezeit geglückt, ja durch dieselbe hat er einmal einem Menschen, der die Kniescheibe zum zweytenmale zerbrochen, und nach der Heilung des ersten Bruchs eine Steifigkeit behalten hatte, nicht allein diesen zweyten Bruch, sondern auch die Steifigkeit glücklich geheilt. —

Beym

Beym Bruche des Olecranum muß man auf dieselbige Art verfahren.

Der V. hat gesehen, daß sich einer von den halbmondförmigen Knorpeln des Kniegelenks aus seiner Lage verruckt, und eine Lahmheit verursacht hat. Das Knie schwoll auf, und ward sehr schmerzhaft. Indem man den Fuß wechselsweise gelinde beugte und ausstreckte, glitschte der Knorpel in seine Stelle zurück, und die Zufälle verschwanden. — So springt die Flechse des zweyköpfigen Muskels, die in einer Rinne auf dem Kopfe des Schulterknochen liegt, bey einer plötzlichen Bewegung des Arms zuweilen aus dieser Rinne auf die eine oder die andre Seite, und verursacht heftige Schmerzen, und eine Unbeweglichkeit des Arms. Wenn man den Vorderarm beugt, und den Oberarm aufhebt, erschlafft man diese Flechse, und dann kann man sie, indem man den Arm hin und her drehet, mit den Fingern gemeiniglich gar leicht in ihr Lager zurück drucken.

Wenn bey einem Ribbenbruche die Haut unverletzt ist, und eine Windgeschwulst entsteht, so ist ganz gewiß die Lunge verwundet. Aus der Lungenwunde tritt Luft in die Brusthöhle, ein Theil dieser Luft dringt durch die Pleura in die Zellenhaut, und verur-

verursacht die äussere Windgeschwulst, die man gemeiniglich durch Einschnitte in die Haut zu heben sucht. Aber um diese in der Zellenhaut befindliche Luft hat der Wundarzt nicht Ursach, sich zu bekümmern; weit mehr Aufmerksamkeit erfordert die Luft in der Brusthöhle. Diese häuft sich, vornehmlich wenn die Oeffnung in der Pleura klein ist, und nur einem geringen Theile der Luft den Eintritt in die Zellenhaut verstattet, in der Brusthöhle an, druckt die Lunge zusammen, und verursacht Beängstigungen, kurzen Othem ja eine völlige Erstickung; Zufälle, die man in diesem Falle oft fälschlich einem in die Brusthöhle ergoßnem Blute zuschreibt. Diese in der Brusthöhle befindliche Luft erfordert eben so wohl die Operation des Empyems als ausgetretnes Blut; man muß sie bald verrichten, sonst erstickt der Kranke.

Von den **Beinbrüchen.** Nie hat der V. die Amputation im Falle eines complicirten Beinbruchs glücken sehen, wenn sie zu einer Zeit unternommen worden, da der Kranke raste. Die gebogne Lage des zerbrochnen Gliedes, und die langen Schinnen, die H. Pott neuerlich so sehr gepriesen hat, hat der V. schon vor dreyßig Jahren in seinen Vorlesungen empfohlen. Die Schinnen, deren er sich bedient, sind von Pappe; er taucht sie in Weineßig, ehe er

sie

sie anlegt, damit sie, indem sie angelegt werden, weich sind, die Finger des Gliedes annehmen, und dann, wenn sie hart werden, es desto mehr befestigen.

Vom Steinschnitte. Die anatomische Beschreibung derer Theile, an welchen diese Operation verrichtet wird, übergehen wir. Der V. hat einigemal steinigte Zusammenwüchse von der Größe eines Kinderkopfs in der Gebärmutter gefunden. Einmal hat er einen Nierenstein gesehen, der die völlige Gestalt und Größe einer Niere hatte. Von der Niere, in der er sich erzeugt hatte, war nichts übrig, als die äussere Hand. Diese füllte der Stein genau an; von dieser hatte er vermuthlich auch die Gestalt bekommen. Anfangs empfand der Kranke heftige Schmerzen, zuletzt aber nichts als eine Schwere. — Das peritonaeum, das den Boden der Blase bedeckt, hängt zuweilen so fest an den Schaamknochen an, daß, so voll auch die Blase ist, so sehr sie auch in die Höhe steigt, man dennoch dieselbe über dem Schaamknochen nicht öffnen kann, ohne das peritonaeum zu zerschneiden, und die Bauchhöhle zu öffnen. Eine Anmerkung, welche beweist, wie ungewiß zuweilen die hohe Geräthschaft ist.

Beym Gebrauche des Catheters muß man sich ja hüten Gewalt anzuwenden, man durchbohrt sonst

sehr

sehr leicht den häutigen Theil des Harngangs. Der V. erzählt einen sehr merkwürdigen Fall, wo dies geschehen war. Ein Mensch hatte alle Zufälle des Blasensteins, und dennoch fand man, so oft man auch den Catheter einbrachte, nie einen Stein in der Blase, und wagte es also nicht, die Operation zu unternehmen. Er starb endlich an Steinbeschwerden. Man fand einen großen Stein in der Blase, und zwischen dem Mastdarme und der Blase einen widernatürlichen Gang, der sich in den häutigen Theil des Harngangs öffnete. Dieser Gang war nicht geschwürig, sondern seine Wände waren trocken und heil. Vermuthlich war der Catheder nie in die Blase, sondern allezeit in diesen Gang gelanget; man durfte sich also nicht wundern, daß man den Stein nie gefühlt hatte. Diese Blase ist auf einer Kupferplatte abgebildet.

Wenn ein mit dem Blasensteine beschwerter Kranker beständig, in jeder Stellung des Körpers, und sowohl zu Anfange als Ende des Urinlassens Schmerzen empfindet, ist die Blase krank, und die Operation mißlich. Zuweilen sieht man Schleim im Urine für Eyter an, und argwohnt fälschlich eine Eyterung in der Blase. Der Schleim ist aber leicht vom Eyter zu unterscheiden; dieses färbt das Wasser, womit man es vermischt, weiß, jener nicht.—

Wäh-

Während eines heftigen Anfalls von Steinschmerzen muß die Operation nicht unternommen werden; die Blase ist zu dieser Zeit gemeiniglich entzündet, und könnte leicht brandig werden. — Der V. ist mit dem Hipokrates einerley Meynung, und glaubt, daß der häutige Theil der Blase nie, als nur im höchsten Nothfalle, bey der Operation verwundet werden sollte. — Vor der Operation läßt er die Kranken einigemal in ein warmes Bad setzen. Dieses bereitet sie zum Gebrauche des Dovarschen Schweißpulvers nach der Operation. Dies Pulver empfiehlt er nach der Operation gar sehr; sobald, sagt er, ein gelinder Schweiß entsteht, verschwinden die Schmerzen und alle andre Zufälle; und selten entsteht ein Wundfieber.

Er verrichtet die Operation auf folgende Art. Wenn der Kranke auf eine Tafel gelegt und gebunden ist, bringt er den Catheter ein, und übergiebt ihm einem Gehülfen, der, wie gewöhnlich den Griff desselben nach dem Bauche und der rechten Seite des Kranken ein wenig neigt, so daß man die Krümmung desselben zur rechten Seite der Raphe fühlt. Er selbst setzt sich auf einen Stuhl, fängt den Schnitt durch die äußern Bedeckungen einen halben Zoll unter der Vereinigung der Schaamknochen an der linken Seite der Raphe an, und setzt ihn schief

aus-

auswärts und herunterwärts zwischen der Oeffnung des Mastdarms und dem untern Rande des Sitzbeins so weit fort, bis das untere Ende desselben tiefer als das Sitzbein ist. Er legt alsdenn den Zeige- und Mittelfinger der linken Hand in die Wunde; mit dem erstern hält er den Rand der Wunde an der Seite der Raphe zurück, mit dem andern druckt er den Mastdarm ein wenig nieder. Alsdann macht er den zweyten Schnitt, fast in eben der Richtung als den ersten, nur ein wenig näher an der Raphe und dem Hintern. Dieser Schnitt theilt die Muskeln, so daß man nun die Prostata mit dem Finger fühlen kann. Nunmehr faßt er das Messer, das er bisher wie eine Schreibfeder gehalten hat, anders an. Er legt den Griff in die Hand, den Daumen und Zeigefinger auf diese und die andre Seite der Klinge, so daß der Rücken des Messers auf der innern Seite des Zeigefingers liegt; wendet den Rücken der Hand herunter nach der Erde; sucht die Rinne des Catheters, druckt, indem er den häutigen Theil des Harngangs durchschneidet, die Schneide in diese Rinne; stoßt das Messer in die Mitte der Prostata, und indem er nun die Spitze aufhebt, und den Griff niedersenkt, zerscheidet er die Prostata, und die Spitze des Messers legt sich in die Rinne des Catheters.

Der

Der Kranke muß ja einige Minuten vor der Operation den Urin lassen; sonst fließt, so bald das Gorgeret eingebracht wird, der in der Blase befindliche Urin plötzlich und auf einmal aus, die Blase zieht sich nicht zusammen, sondern fällt in Falten, die die Zange leicht faßt, und in die sich der Stein leicht verbirgt. — Ist der Stein sehr groß, so faßt er ihn mit der Zange, ziehet ihn so weit als möglich hervor in die Wunde, und erweitert die Wunde, indem er sie zur Seite auf dem Steine einschneidet. Dies ist besser, als wenn man den Stein zerbricht, oder mit Gewalt ganz hervor ziehet, die Wunde quetscht und zerreißt. Die Blutung, wenn eine entsteht, stillt er nicht sogleich, sondern er befördert sie vielmehr, wenn die Wunde viel gelitten hat. In die Wunde selbst muß kein Verbandstück gelegt werden, sie wird sonst sehr leicht fistulös. Mehr als zwey drittel der Prostata braucht man nicht zu durchschneiden; der Theil des Blasenhalses, der nicht zerschnitten wird, läßt sich leicht und ohne Zerreißung ausdehnen. Purgiermittel erregen nach der Operation leicht einen zu starken Durchfall; man thut daher besser, wenn man den Leib durch Clystiere offen zu erhalten sucht.

Wenn der Stein sehr rauh und uneben ist, reibt er, indem er ausgezogen wird, die Wunde heftig,

und verursacht Quetschung, Zerreißung, Eyterung und den Brand. Der V. bringt daher so bald er merkt, daß der Stein sehr uneben ist, zu beyden Seiten der Zange noch zwey Zangen Löffel ein, die er unter dem Gewinde vemittelst einer Schraube an die Zange befestigt; der Stein liegt alsdann zwischen 4 Löffeln, ist fast ganz bedeckt, und kann die Wunde nicht berühren. Diese Zange ist auf einer Kupfertafel abgebildet. — Die Hämorrhagie ist gemeiniglich leicht zu stillen; ist sie mäßig, so legt der V. trockne Charpie in die Wunde, und bindet die Schenkel des Kranken zusammen: ist sie heftig, so ziehet er vermittelst des spitzigen Haakens die zerschnittene Pulsader hervor, und unterbindet sie. Zuweilen dringt das Blut nicht durch die äussere Wunde, sondern in die Blase, und der Kranke stirbt ohne daß man die Ursache kennt. — Wenn der Kranke nach der Operation eine trockne Haut, ein starkes Fieber, einen gespannten harten Unterleib, und heftige Schmerzen in der Wunde hat, muß man die Tinctura anodyna antimonialis und ein Halbbad verordnen; alle diese Zufälle, sagt der V. verschwinden, sobald der Kranke anfängt zu schwitzen.

In die Urinfisteln, die zuweilen nach der Operation zurück bleiben, bringt er eine heiße Stricknadel,

nadel, oder einen aus spanischen Fliegenpflaster bereiteten Bougie, und darauf einen andern der mit Digestiv bestrichen ist. — Wenn die Saamenbläschen bey der Operation verletzt werden, schwillt der Hode auf. Zuweilen aber, und zwar vornehmlich bey Kindern schwillt nach der Operation der rechte Hode auf; dies kann man einer Verwundung der Saamenblasen nicht zuschreiben. Oft erfolgt eine Eyterung, und wenn das Geschwür heilt, eine Geschwulst im andern Hoden. Erweichende und kühlende Mittel thun in diesem Falle gute Dienste.

Einst operirte der V. einen Knaben, der einen Stein im Blasenhalse hatte. Er brachte den Catheter, so weit als es der Stein erlaubte, in die Harnröhre; öffnete die äußern Bedeckungen, und den häutigen Theil des Harngangs bis an die Prostata, und stieß vermittelst des Gorgerets den Stein in die Blase zurück. Das Gorgeret folgte dem Steine, stieg aber hinter dem Schaambeine so stark aufwärts, daß der V. glaubte, das Instrument habe sich einen falschen Weg gemacht; doch er fand bald, daß es wirklich in der Blase war. Indem er den Stein mit der Zange fassen wollte, trat unvermuthet eine große Wasserblase aus der Wunde hervor, und zersprang, und sogleich drang ein ansehnlicher Theil der dünnen Därme aus der Wun-

de hervor. Der V. setzte die Operation fort, ließ die Därme zurück drucken und zog zu dreyen verschiedenenmalen einen Stein aus. Nach der Operation brachte man die Därme zurück, und der Kranke, den man schon verlohren gegeben hatte, wurde in kurzer Zeit vollkommen wieder hergestellt. Vermuthlich war das Peritonäum herunter zwischen die Blase und den Mastdarm gesunken, und drang, da nun das perinaeum geöffnet wurde, und der Kranke stark schrie, durch die Wunde, und zersprang. (Auf diese Art können zuweilen Brüche im perinaeo entstehen?)

Frauenzimmer haben selten den Blasenstein und das Podagra, vielleicht, sagt der V. weil die überflüßigen erdigen Theilchen aus ihren Säften durch die monatliche Reinigung abgeführt werden: und wenn sie ja den Blasenstein bekommen, können sie weit leichter als Mannspersonen davon befreyet werden. Es ist bekannt, daß ihr Harngang so stark erweitert werden kann, daß große Steine durch denselben ausgezogen werden können. Wieken von Gentianwurzel und Preßschwamm sind dazu nicht tauglich; sie machen den Harngang sehr schmerzhaft ja geschwürig. Der V. debut ihn auf eine weit gelindere Art aus. Er bringt auf einer Sonde den wurmförmigen Anhang des Blinddarms eines mäs-

sig

sig großen Thiers in den Harngang bis in die Blase, so daß das offne Ende aus dem Harngange hervorhängt: spritzt ihn voll Wasser und bindet das äußere Ende zu. Man muß dieses Ende von Zeit zu Zeit höher herauf mit einem Faden umwickeln, so dringt das Wasser immer mehr und mehr in das hintere Ende, und dehnt es nach und nach stärker aus. Einmal als der V. um die Zange einzubringen den wurmförmigen Anhang auszog, drang eine ziemliche Menge Urin aus der Blase, und der Stein zugleich mit.

Von den Krankheiten der Harnröhre. Bougies von Gummipflaster, rothem Präcipitate und andern reitzenden Materien verursachen heftige Schmerzen, und in der ganzen Länge der Harnröhre eine Eyterung. In scorbutischen Körpern erregen sie zuweilen eine heftige Entzündung, und eine völlige Verhaltung des Urins. Im Anfange der Kur sind erweichende, und am Ende trocknende Bougies zuträglich. Festina lente ist eine Hauptregel bey dieser Kur. Zuweilen ist die Eyterung sehr stark; denn muß man den Gebrauch der Bougies ein paar Tage aussetzen. Der Bougie muß ja nicht zu dick seyn, sonst setzt er durch den Druck und Reitz die ganze Ueberfläche der Harnröhre in Entzündung und Eyterung; und nur die verengerte Stelle muß in Eyterung gesetzt werden.

Wenn in Falle einer Verhaltung des Urins der Catheder nicht eingebracht werden kann, muß man ja nicht sogleich die Blase durchbohren, sondern einen Bougie einbringen; und dies geschieht oft sehr leicht. Wenn dieser eine halbe oder eine ganze Stunde in der Harnröhre gelegen hat, kann man oft den Catheter sehr leicht einbringen. Zuweilen verursacht der Cather eine Hämorrhagie aus der Harnröhre; diese ist nicht allezeit gefährlich; ja sie ist zuweilen heilsam, und verschafft dem Kranken das Vermögen den Urin zu lassen unmittelbar, wenn die Ursach der Verhaltung des Urins eine Entzündung ist. — Verhärtungen im perinaeo und in der Nähe der Harnröhre verursachen gemeiniglich in die Länge eine Verhaltung des Urins, und Fisteln. Beydes verhütet der zeitige Gebrauch der Bougies: die Härte verschwindet gemeiniglich, so wie die durch den Bougie in der Harnröhre erregte Eyterung zunimmt und fortfährt. — Einem Menschen schwoll nach einem verstopften Tripper der Hode sehr auf, ward schmerzhaft und entzündet. Der V. ließ zur Ader, verordnete Salpeter in starken Dosen, und legte einen Bougie in die Harnröhre. Als er ihn nach 4 Stunden wieder auszog, verschwand die Geschwulst der Hoden, und der Tripper erschien wieder.

Es giebt Fälle, in welchen der Bougie bis in die Blase gebracht werden muß, und dann verursacht er durch seinen Druck aufs veru montanum zuweilen eine Geschwulst in einem oder beyden Hoden. Wenn dies geschiehet, muß man den Gebrauch des Bougie einige Tage aussetzen. Die Wirkung der Bougies hängt vornemlich von ihrer Figur ab, und diese muß conisch seyn. Ehe die Eyterung erfolgt, verursacht der Bougie nothwendig eine Entzündung; man darf sich also nicht wundern, wenn der Bougie die Schwierigkeit den Urin zu lassen anfangs vermehrt; sie vermindert sich wieder, sobald die Eyterung anfängt. Die Art, den Bougie zu befestigen verdient auch bemerkt zu werden. Die Spitze desselben muß ohne Unterlaß gegen die verrengerte Stelle der Harnröhre drucken; der Bougie muß sich also nicht zurückziehen können. Man thut nicht wohl, wenn man den aus der Oeffnung der Harnröhre hervorstehenden Theil umbeugt: die Materie, die sich in der Harnröhre erzeugt, fließt an dem Bougie heraus, legt sich auf die Eichel und Vorhaut, und verursacht, wenn sie scharf ist, daselbst Chankers. Einmal hat der V. gesehen, daß ein Bougie, den man nicht gehörig befestigt hatte, in die Blase geglitscht ist. Man war, um ihn wieder herauszuziehen, eben im Begriffe den Steinschnitt zu verrichten, als er durch die Harnröhre wieder hervorkam.

Der V. befestigt den Bougie vermittelst eines Fadens, und beschreibt die Art und Weise ihn anzulegen sehr genau.

Der Kranke muß den Urin lassen, ehe der Bougie eingebracht wird; und sich hernach nicht beunruhigen, wenn er einen Trieb, den Urin zu lassen empfindet. Diesen erregt der Bougie anfangs immer, in der Folge aber nicht mehr. Anfangs muß man den Bougie nicht über 4 Stunden in der Harnröhre liegen lassen. In der Folge aber ist es gut, ihn so lange als möglich liegen zu lassen. Nach 5-6 Stunden bringt man, wenn es der Kranke leiden kann den zweyten ein. Ein Bougie muß nicht mehr als einmal gebraucht werden.

Dieß ist der vornemste Innhalt dieses Buchs. Zuweilen ist der V. zwar bey weniger erheblichen und nicht unbekannten Materien ein wenig weitläuftig; doch er entschädigt seine Leser für die Langeweile, die er ihnen dadurch hier und da verursacht, gemeiniglich gar bald wieder.

VIII.

VIII.

Inträdes Tal om kärftſkadors, ſcrophulöſe och veneriſke Särs och Svullnaders igenkanaande. Hallit för kongl. Collegium medicum den 18. *Oktober* 1771. *of* Pehr Bierchén, *M. D. Aſſeſſor i Kongl. Coll. medicum. Stockholm*, bey Salvius, 1772. 8. 90 Seiten.

das iſt: Rede, in welcher gezeigt wird, wie man bösartige, ſcruphulöſe und veneriſche Geſchwüre und Geſchwülſte von einander unterſcheiden kann; u. ſ. w.

Der V. beſitzt ein Mittel wider den Krebs; das berühmte Pulver des engliſchen Wundarzts Guy. Durch dieſes zwar nicht, wie er ſelbſt geſteht, in allen, aber doch in einigen Fällen zuverläßige Mittel hat er, wie uns Augenzeugen verſichert haben, viele vollkommen vom Krebſe befreyet. Es ſcheint ein Etzmittel zu ſeyn, und die Krebsgeſchwulſt auszurotten. Ob es einen Vorzug

vor dem Messer verdient, wissen wir nicht. Genug, dieses Mittel hat dem V. häufige Gelegenheiten Krebsgeschwüre zu sehen, und eine große Erfahrung in diese Gattung von Krankheiten verschafft. Einen Theil dieser Erfahrung theilt er uns in der angezeigten Schrift, die wir unsern Lesern nicht genug empfehlen können, mit. Es giebt wenig Bücher, welche den Krebs so genau kennen, und von andern ähnlichen Krankheiten unterscheiden lehren, als das angezeigte. Eine gute Uebersetzung wird, wir stehen dafür, den deutschen Wundärzten ein angenehmes Geschenk seyn, und manchen Unwissenden, der sich rühmt Krebse geheilt zu haben, das Maul stopfen. So verdient sich übrigens der V. durch diese Schrift um die Wundarzneykunst gemacht hat, so steht es dennoch in seiner Gewalt, sich noch weit verdienter um dieselbe zu machen, und zwar durch eine genauere Nachricht von den Wirkungen und Gebrauche seines Pulvers, und die Bekanntmachung — — des Pulvers selbst.

Es giebt dreyerley Krebsgeschwüre an den Brüsten. Die erste Art nennt der V. cancer genuinus. Dieser zeigt sich im Anfange als ein Scirrhus von der Größe einer halben oder ganzen Erbse, ist sogleich sehr hart, und kann bey jungen Frauenzimmern, die übrigens keine üble Säfte haben, lange klein

klein und unbemerkt bleiben. Zuweilen gleicht die Geschwulst anfangs einer harten gespannten Sehne. Indem sie zunimmt, wird sie uneben und höckericht. In der Folge, eher oder später, schwillt die große innere Achseldrüse auf, und zeigt sich zuweilen in der Größe eines gekochten Eydotters. Sobald dies geschiehet, ist der Krebs unheilbar. Endlich bricht er auf; die Haut auf der Geschwulst wird roth, und bekommt Ritzen, aus welchen ein dünnes Wasser fliest. Die innere Substanz der Geschwulst ist so hart als ein Knorpel.

Queckſilber, auch in der geringsten Dose, befördert den Zuwachs und Aufbruch der Geschwulst; dies thun auch alle Mineralwasser und Stahlmittel. Der Schierling leistet nach der Erfahrung des V. etwas in aenerischen und scruphulösen Verhärtungen, aber bey diesem wahren Krebse verursacht er erstaunenden Schaden. Anfangs mindert er die Reitzbarkeit der Nerven und den Schmerz; aber es währt nicht lange, so zeigt sich seine üble Wirkung, vornehmlich wenn er zugleich innerlich und äußerlich gebraucht wird. Er beschleunigt den Aufbruch um viele Jahre, und verschlimmert das Krebsgeschwür zusehens. Nie hat er den geringsten Nutzen geschafft, so jung und klein auch der Scirrhus war. — So bald der Scirrhus empfindlich und schmerzhaft wird,

läßt

läßt er sich nicht mehr zertheilen: vom Messer oder vom englischen Pulver ist alsdenn ganz allein noch Hülfe zu erwarten.

Zuweilen entsteht bey schlechtem Wetter, oder bey Annäherung der monatlichen Reinigung ein Stechen in der Geschwulst; dies ist aber von weniger Bedeutung, und verliehrt sich bald wieder. Oft empfindet die Kranke Stiche, so bald der Knoten erscheint, ja zuweilen ehe er noch erscheint. Die runden glatten, mondelförmigen Scirrhi schmerzen selten, diejenigen aber, die gespannten Sehnen gleichen, gemeiniglich gleich anfangs.. Die Erfahrung hat den V. gelehrt, daß diejenigen Scirrhi, die sich in den obern Theil der Brust setzen, und folglich nahe an den Brustmuskeln liegen, und Stiche erregen, die einwärts nach dem Brustbeine oder der Achsel gerichtet sind, die allergefährlichsten sind. Die große Achseldrüse wird auch bey diesen am leichtesten angegriffen. Heftige Gemüthsbewegungen ganz allein können bey sehr empfindlichen Frauenzimmern Brustkrebse veranlassen.

Daß krebsartige Scirrhi zuweilen gleichsam von einem eignen Saamen, oder einer krebsartigen Materie entstehen, getrauet sich der V. nicht zu läugnen. In allen Fällen aber, wo dies geschieht, wird

der

der Krebs nicht an einem, sondern an mehreren Orten zugleich entstehen; nie eine örtliche Krankheit seyn, keinem örtlichen Mittel, selbst dem Messer und englischen Pulver nicht weichen, ein inneres Mittel allein, das den Krebszunder vernichtet, wird die Krankheit heben können; daß aber die meisten wahren Scirrhi und Krebse im Anfange örtlich sind, und sowohl durch das Messer als das englische Pulver gründlich gehoben werden können, hat den V. eine gründliche und zuverläßige Erfahrung gelehrt. Eben so gewiß ist es auch, daß ein Scirrhus, der im Anfange gutartig ist, und gleichsam viele Jahre lang schläft, endlich im höchsten Grade bösartig werden kann. Diese Veränderung ist oft ganz allein dem Gebrauche undienlicher Mittel, einer äußern Verletzung oder andern ähnlichen Ursachen zuzuschreiben. Dies alles gilt nicht von scrophulösen Krebsen, welche nie örtlich sind, sondern immer von einem innern Zunder herrühren.

Die zweyte Gattung des Brustkrebses nennt der V. den schwammichten Krebs (cancer fungosus). Mit diesem sind trockne und magre Personen selten, gemeiniglich aber fette, mit großen Brüsten, und einer schlaffen Haut versehene Frauenzimmer behaftet. Er entsteht fast eben so wie der erstere, nimmt aber weit geschwinder zu. Ein Scirrhus von dieser

Art

Art, so groß als eine Haselnuß, wird oft innerhalb 8 - 10 Monaten so groß als ein Mannskopf. Die Brust, die er einnimmt, wird einem Schwamme ähnlich, und mit weichen und dunkelrothen Unebenheiten besetzt, die, wenn sie geöffnet werden, Blut und Wasser von sich geben. Die Krebsgeschwulst öffnet sich oft an mehrern Stellen zugleich. Aus einer oder mehrern von diesen Oeffnungen tritt gar bald ein dunkelrother Schwamm hervor, der zuweilen einer Weintraube, zuweilen einem Blumenkohlkopfe gleicht. Der Zufluß der Säfte ist gemeiniglich außerordentlich stark. Der V. gedenkt eines Falles, in welchem die Feuchtigkeit aus einem solchen Krebsgeschwüre in einer Nacht durch den Verband und das Bette gedrungen, und auf die Erde geflossen war. Beym ersten Anblicke sollte man glauben, daß dieser Schwamm weich wäre, aber er ist in den meisten Stellen gemeiniglich so hart als ein Knorpel. Die Achseldrüse wird hier selten angegriffen, aber demungeachtet ist doch der Schade oft unheilbar.

Einmal hat der V. gesehen, daß ein Krebs von dieser Art, der ganz allein durch ein starkes Schrecken verursacht worden, tödtlich war. Die krebshafte Brust war so groß, daß sie die gesunde Brust ganz bedeckte, und über den Bauch herab hing.

Ueber

Ueberhaupt hat er bemerkt, daß die meisten Brustkrebse durch heftige Gemüthsbewegungen verursacht werden, und daß sehr empfindliche Frauenzimmer zu diesen fürchterlichen Krankheiten am meisten geneigt sind. — Diese Gattung von Krebsen kann auch an andern Theilen, am Rücken, Schulterblatte, Arme u. s. w. entstehen. Ein Krebs von dieser Art am Rücken, der drey und zwanzig Zoll im Umfange hatte, wurde durch das englische Pulver bis zur Größe eines Reichthalers vermindert. Der Beinfraß in den Ribben verhinderte die völlige Cur.

Ein Frauenzimmer, das nach einer starken Betrübniß den Anfang eines solchen Krebses bekommen hatte, wurde dadurch davon befreyet, daß man lange Zeit einen Hund ihre Brust saugen ließ. Es ist bekannt, daß man durch Kröten, die man auf krebshafte Brüste setzt und saugen läßt, Krebse geheilt zu haben vorgiebt. Der V. hat dies Mittel auch versucht; einmal wollte die Kröte nicht saugen; in einem andern Falle saugte sie zwar, erregte aber dadurch so heftige Schmerzen, und ein so starkes Bluten, daß die Kranke sich allen fernern Versuchen widersetzte. Der Herr D. Gahn hat dem V. aus London berichtet, daß man diese Cur auch in England und Schottland versucht habe. Man

steckt

steckt die Kröte in einen nesseltuchenen Beutel, und legt sie auf die Brust, so saugt sie sogleich, da sie hingegen, wenn sie blos auf die Brust gesetzt wird, nicht saugt. Die Zeit muß lehren, was von dieser Kur zu erwarten ist.

Die scrophulösen Krebsschäden in den Brüsten entstehen allezeit von einer innern Ursache, und haben ihren eigenen Saamen, der sehr viel Verwandschaft mit, oder wohl gar seinen Ursprung von dem venerischen Gifte zu haben scheint. Einige merkwürdige Fälle haben den V. auf die Gedanken gebracht, ja beynahe völlig überzeugt, daß ein angebohrnes, oder nach der Geburt in den Körper gelangtes venerisches Gift lange daselbst verborgen bleiben, sich endlich in eine scrophulöse Materie verwandeln, und wirkliche Krebsschäden verursachen kann. Das venerische Gift, glaubt er, ist in diesen Fällen so alt, und durch mehrere Generationen, Arzneyen und andre Ursachen seiner Natur nach so entkräftet, daß es wirklich venerische Zufälle nicht mehr erregen kann. Die scrophulösen Geschwülste sind von einer besonders kalten und chronischen Natur, meistentheils ohne allen Schmerz; zuweilen bleiben sie zeitlebens unverändert. Die in den Weichen sind gemeiniglich die härtesten.

Starke

Starke Gonorrheen, Chankers können zuweilen dergleichen Geschwülste in den Weichen veranlassen. Es ist ein grosses Glück, wenn die geschollne Drüse in Eyterung geräth, und das enthaltne Gift ausleert. Geschieht dies nicht, so bleibt das Gift lange Zeit in der Drüse, und theilt sich nach und nach den andern Theilen und Säften des Körpers mit: und alle Mittel die Drüsengeschwulst zu zertheilen, selbst das Queckſilber vermögen nichts. Wenn diese Geschwülste, die so frisch, und offenbar venerischen Ursprungs sind, dennoch den besten Merkurialmitteln nicht weichen, darf man sich nicht wundern, daß angeerbte Scropheln, oder solche, die sich erst im Alter zeigen, durch Queckſilber so schwer zu zertheilen sind. Auf das Etzmittel oder Messer kann man sich in diesen Fällen allein verlassen. Einigemal hat dennoch der V. angeerbte Scropheln durch den anhaltenden Gebrauch des Schierlings, und erworbne durch Bougies und Mercurialpflaster zertheilt.

Scrophulöse Brustkrebse sind sehr schwer zu heilen, ja unheilbar. Anfangs hilft zuweilen die Ausrotttung und der innere und äussere Gebrauch des Queckſilbers; wenn sie aber groß und bösartig sind, rottet man sie umsonst aus, sie kommen gemeiniglich auf eine fürchterliche Art wieder. — Es ist sehr

nöthig, sie von andern Krebsarten zu unterscheiden; denn bey diesen ist das Queckſilber immer schädlich, bey jenen zuweilen zuträglich. — Der scrophulöse Krebs ist anfangs den andern Arten von Krebsknoten ziemlich ähnlich, ausgenommen, daß er nicht so hart ist, wie die erste Gattung, und gemeiniglich in Gesellschaft mehrerer Knoten in der Brust, unter dem Arme u. s. w. erscheint. Er schmerzt nicht eher, als bis er sehr groß ist, und auch alsdann nicht einmal allezeit. Die Leibesbeschaffenheit des Kranken ist offenbar ungesund. Die Brust wird in der Folge mehrentheils dunkelroth, oft glatt, in der Mitte hart, wie ein Bret, und zusammengeschnürt. Alles liegt auf den Muskeln und Ribben fest. Die ganze Substanz der Brust ist gegen den Mittelpunkt oder nach einer Seite zusammengezogen. Die ganze Masse der Geschwulst besteht aus vielen, theils von einander abgesonderten, theils zusammengeflossenen Verhärtungen. Die Knoten breiten sich vornehmlich nach der Achsel zu aus, brechen zuweilen auf, und werden trockne Geschwüre, die mit fingerdicken grauen Schorfen bedeckt sind. Die Brustknochen werden zuletzt gleichsam unbeweglich, und die Brusthöhle zusammen gezogen. Der Kranke hat gemeiniglich gleich anfangs rothe Augen, geschwürige Augenlieder, ein aufgetriebenes blasses Gesicht.

Der

Der fürchterlichste und sonderbarste Krebs von dieser Art ist dem B. in folgendem Falle vorgekommen. Eine Frau bekam einige Monate nach ihrer Niederkunft plötzlich eine ansehnliche Härte im obern Theile der Brust. Nach 4 Monaten kam sie zum B. dieser fand die ganze Brust hart und dunkelroth, gleichsam mit einem Erisypelas Scirrhodes behaftet. Der Druck des Fingers hinterließ Gruben und eine weiße Stelle. Rings um die Brust, unter dem Arme, auf dem Bauche, Rücken u. s. w. waren viele harte rothe Knoten. Die schadhafte Brust war kugelrund, und von einer fürchterlichen Größe. Die gesunde Brust nahm in dem Grade ab, in welchem die Kranke zunahm. Die Kranke hatte ein beständiges Fieber, grausame Schmerzen, ein blaßgelbes Gesicht, und einen schlaffen welken aufgedunsenen Körper. Endlich erstreckte sich die rosenartige Röthe über die ganze Brust und den Unterleib. Auf der Brust entstanden Brandblasen, aus welchen ein dünnes klares Wasser floß. Die Haut unter diesen Blasen war schwarz und so faul und mürbe, daß man mit der Leinwand ganze Stücken abreiben konnte. Man öffnete eine Ader, verordnete innerlich China und mineralische Säuren, und äußerlich Bleymittel. Diese Mittel aber fruchteten nichts: der Schmerz ward heftiger, der Brand griff um sich, der Arm samt der Hand und den Fingern schwoll so auf, daß

er in einer Binde getragen werden mußte; die äussere Haut der Brust sonderte sich, die Brust selbst ward kleiner aber härter. Endlich sonderte sich die Haut des ganzen Körpers ab, die ganze Brust ward faul, und fiel stückweise ab, und die Kranke starb.

Es scheind fast, daß das scrophulöse Gift sich nicht immer gleich, nicht immer von einer und eben derselben Natur ist. Vielleicht daß die arthritische, rheumatische, scorbutische Materie entweder allein oder in Vermischung mit einem geschwächten venerischen Gifte scrophulöse Krebsschäden verursacht. — Die oft genannten scrophulösen Knoten fliegen zuweilen lange im Körper herum, und zeigen sich bald hier bald da, ehe sie sich in der Brust festsetzen. Einmal hat der V. einen solchen Brustknoten von der Grösse einer welschen Nuß durch Kerbelpillen und Molken zertheilt.

Die Brustkrebse, von welcher Art sie auch sind, entstehen allezeit aus einem Scirrhus, und alle Brustschäden, sie mögen auch noch so bösartig zu seyn scheinen, die nicht aus Scirrhis entstanden sind, sind keine Krebse. Daß wirkliche Scirrhi von stockender Milch nach dem Wochenbette enstanden sind, hat der V. nie bemerkt, vielmehr hat er beobachtet, daß Frauenzimmer, die keine Milch in den Brüsten, oder

nie

nie Kinder gestillt haben, diejenigen vornehmlich, die eine unfruchtbare Ehe führen, Krebskrankheiten vorzüglich unterworfen sind. Sind dergleichen Frauenzimmer noch überdies zu heftigen Gemüthsbewegungen geneigt, von schwachen und empfindlichen Nerven, an eine sitzende Lebensart gewöhnt, so haben sie grosse Ursach auf ihrer Hut zu seyn. — Einigemal hat der V. gesehen, daß wirkliche Scirrhi durch eine grosse Stockung der Milch und ein Milchfieber im Wochenbette zertheilt worden sind. Ein Frauenzimmer, das seit einer geraumen Zeit einen Scirrhus in der Brust hatte, verheyrathete sich, bekam Kinder, säugte dieselben selbst, und verlohr dabey ihren Scirrhus gänzlich. Knoten von verhärteter Milch sind, ob sie gleich so hart als ein Knorpel waren, durch warme Umschläge von Grütze, so aufgelöst worden, daß die aufgelöste Milch aus der Warze geflossen. — Frauenzimmer, die vor Krebsschäden sicher seyn wollen, müssen sich nicht weichlich gewöhnen, alles meiden, was die Nerven schwächt, sich nicht schnüren, zeitig heyrathen, ihre Kinder selbst stillen, und alle heftige Gemüthsbewegungen fliehen.

Die venerischen Geschwüre und Geschwülste in den Brüsten zeigen sich unter einer dreyfachen Gestalt, entweder als eyternde Hautgeschwüre, oder

als brandige Geschwüre; in beyden Fällen sind sie ohne Härte; zuweilen aber sind sie mit einer ansehnlichen Härte verbunden. Die erste Art ist speckartig, die Härte, die sie begleitet, inflammatorisch und superficiel. Diese Art kann also sehr leicht vom Krebse unterschieden werden. Die zweyte Gattung ist brandig, frißt in die Tiefe und Breite um sich, verzehrt ausserordentlich geschwind die Substanz der Brust, verursacht heftige Schmerzen, und einen unerträglichen Gestank. Die Ueberfläche des Geschwürs ist weich, eben, dunkelbraun. Ein fürchterliches Geschwür von dieser Art hat der V. innerhalb 4 Wochen durch den äußern Gebrauch einer Auflösung von vier Gran Sublimat in einer Unze Brandwein vollkommen geheilt. Durch dieses Mittel hat er mehr dergleichen Geschwüre geheilt.

Die dritte Gattung beschreibt der V. in folgender Wahrnehmung. Ein Mann von 40 Jahren bekam eine kleine beinharte unbewegliche Geschwulst von der Größe einer Haselnuß in die Brust. Sie verursachte empfindliche Schmerzen, und nahm in wenig Tagen sehr stark zu. Als ihn der V. zum erstenmale sahe, war die Hälfte der Brust hart und dunkelroth; der übrige Theil der Brust war zwar auch geschwollen, aber weder hart noch mißfärbig. Zu gleicher Zeit bemerkte man eine Erhöhung am Brust-

beine.

beine. Der Kranke hatte in seinen jüngern Jahren verschiedne venerische Zufälle gehabt. Der innere und äußerliche Gebrauch der Sublimatauflösung verminderte in kurzer Zeit die Härte und den Schmerz. Nach einiger Zeit brach die Geschwulst auf, eyterte gut, und heilte bald hernach. — Zuweilen werden die Brüste schmerzhaft ob man gleich nirgends eine Härte oder Geschwulst bemerkt. Der Schmerz nimmt des Nachts zu, bey Tage ab. Die Ursach dieses Schmerzes ist venerisch, und wird gemeiniglich durch den äußern und innern Gebrauch des Queckſilbers und Spießglases gar bald getilget.

Krebsschäden an der Zunge hat der V. selten bemerkt, diejenigen aber, die er gesehen hat, sind nie allein, sondern immer zugleich mit Krebsgeschwüren andern Theilen da gewesen. Sie charakterisiren sich vornemlich durch ihre Härte, sind sehr roth, mit blauen durchscheinenden Adern, und werden nach und nach uneben und bekommen Ritze, deren Ränder hart und erhaben sind. Die venerischen Geschwüre an diesem Theile sind weich, und wenn sie von der eyternden oder speckichten Art sind, gelb und weiß. Die Feuchtigkeit, die ausfließt, ist zuweilen gelbgrün, wie Trippermaterie; Zuweilen sind sie von der sphacelirenden Art, unrein dunkelbraun, stark um sich fressend; dergleichen Ge-

schwüre hat der V. durch Calomel innerlich, und die Sublimatauflösung äusserlich gebraucht, glücklich geheilt. — Ein Krebsgeschwür an der Lippe ist unheilbar, sobald die Drüsen unter dem Kinn aufschwellen. Bey venerischen Geschwüren ist die Geschwulst dieser Drüsen von geringer Erheblichkeit. Man kann, sagt der V., des Herrn Störks Schriften nicht ohne Verwunderung lesen. Er heilt immer Krebsschäden, die doch offenbar blos venerische Geschwüre sind. Zuweilen sagt er uns von dem ganzen Geschwüre nichts, als daß es sehr häßlich aussahe.

Krebsgeschwüre auf den Lippen und im Gesichte unterscheiden sich von den venerischen Geschwüren durch folgende Zeichen. Die erstern entstehen langsam, nehmen anfangs eine kleine Stelle ein, gleichen einer kleinen Warze, oder einer kleinen Härte in der Substanz der Lippe, und sehen trocken und roth aus. Das Geschwür, das endlich erfolgt, ist hart, im ganzen Umfange dunkelroth, allenthalben gleichfärbig. Die papillae neruae in der Lippe richten sich gleich harten unbeweglichen Borsten empor. Dieses letztere ist vornehmlich ein zuverlässiges Zeichen des Krebses, und immer mehr oder weniger deutlich zugegen. Zuweilen ist die Härte hornartig. Die venerischen Geschwüre sind weich,

nehmen

nehmen weit geschwinder zu, und sehen weit fürchterlicher aus als die erstern.

Krebsgeschwüre auf der Nase sind umgränzt, einfach, wachsen langsam, können 20 Jahr alt werden ehe sie ein fürchterliches Ansehen gewinnen, wenn sie nicht etwa durch Merkurialmittel, die hier ausserordentlich schädlich sind, und die Krankheit in kurzer Zeit gefährlich, ja tödlich machen, gereizt werden. Zuweilen haben sie niedrige Ränder, sind trocken, oder doch nur sehr wenig feucht, fressen mehr in die Breite als Tiefe um sich. Mehrentheils aber haben sie dicke zurückgebogne gleichsam zusammengerollte Ränder. Sie sind dunkelroth, hart, uneben; zuweilen werden sie schwammig, und dann ist ganz gewiß die Beinhaut oder der Knochen selbst angegriffen. — Die venerischen Geschwüre an der Nase sind weich, eytern stark, und haben eine weißgelbe Farbe.

Noma ist ein brandiges Geschwür, welches mit einer kleinen rothgelben Blatter und einer geringen Härte anfängt. Dieser kleine Fleck wird schwarz, verliehrt das Gefühl, breitet sich aus, und ist immer mit einem rothgelben Rande umgeben. Innerhalb einer Nacht kann das ganze faule

Stück abgefallen, und die Fäulniß kann in wenig Tagen so überhand nehmen, daß Lefzen, Backen und Nase abfallen. Die Knochen selbst werden schwarz und faul. Die Kranken behalten oft bis ans Ende eine starke Eßbegierde. Der Puls ist geschwind und so schwach, daß man ihn kaum fühlen kann. Antiseptica und vornehmlich der Merkurialspiritus können allein helfen. Diese Krankheit hat nichts mit einem Krebse gemein, ob man sie gleich Wasserkrebs nennt.

IX.

Georg Wilhelm Stein, der Arzneygelahrheit Doktors, und Hochfürstlich Hessischen Hofmedici, der Arzney- Wundarzney- und Entbindungskunst O. O. Lehrers am Collegio Carolino, und des Collegii medici zu Cassel Mitglieds, **kurze Beschreibung eines neuen Geburtsstuhls und Bettes**, samt der Anweisung, zum vortheilhaften Gebrauche desselben. Mit Kupfern. Nebst einer Anzeige seiner Vorlesungen über die Entbindungskunst. Cassel, 1772. 20 Seiten.

Die meisten bisher erfundenen Geburtsstühle verdienen vielmehr den Namen einer Folterbank als eines Geburtsstuhls. Ich könnte, sagt der V. verschiedne Fälle erzählen, wo ein alter steifer Geburtsstuhl den Verlust der Gesundheit, ja des Lebens verursacht hat. Man sieht also, daß die Erfindung, die uns der V. in dieser Schrift mittheilt,

wirklich

wirklich sehr wichtig ist. Es ist bekannt, daß auch bey der natürlichsten Geburt nicht immer eine und eben dieselbe Stellung der Gebährenden, vom Anfange bis zu Ende der Geburt zuträglich ist. Ordentlicherweise muß eine natürlich Gebährende zu Anfange der Geburt in einer senkrecht sitzenden Stellung seyn, und aus derselben, so wie die Geburt nach und nach fortrückt, nach und nach in eine rücklings erniedrigte Lage gebracht werden. Die Nachgeburtsgeschäfte, wobey es oft auf mehreres ankommt, als bey der Geburt des Kindes selbst, können, wenn sich nur die geringsten Schwierigkeiten dabey ereignen, durchaus nicht anders, als in zurückgebogner Lage der Gebährenden, verrichtet werden. Die so genannten Deventerischen Geburtsstühle mit beweglichen Rückenlehnen wären nun zwar zu diesen nöthigen Veränderungen der Lage der Gebärenden bequem genug eingerichtet, aber da sie weder allgemein genug, noch auch genug bequem anständig und vortheilhaft sind, hat der V. Ursach gehabt, auf eine neue in aller Absicht vollkommene Erfindung von dieser Art zu denken. Er hat dabey nicht nur auf das Nöthige, Nützliche, Bequeme, sondern auch zugleich auf das Vortheilhafte und wohl aussehende gesehen.

Der Stuhl empfiehlt sich gleich beym ersten Anblicke durch sein Aeußeres, das nicht, wie bey den meisten schon bekannten Stühlen, Furcht und Schrecken einjagt, sondern lockt und Bequemlichkeit verspricht. Er besteht aus vielen Stücken, die aus einander genommen, eingepackt, bequem von einem Orte zum andern geschafft, und wieder zusammengesetzt werden können. Der ganze Stuhl und alle einzelne Stücke desselben sind genau beschrieben, und auf vier Kupfertafeln abgebildet. Unsre Leser werden nicht erwarten, das wir ihnen die Beschreibung davon mittheilen; sie würde, so vollständig und genau sie auch wäre, ohne die Kupfer dennoch undeutlich seyn. Aber die vornehmsten Eigenschaften dieses Stuhls wollen wir ihnen kurz anzeigen.

Er kann aus einem bequemen Geburtsstuhle sehr leicht in ein bequemes Geburtsbette verwandelt werden, auf welchem die Gebärende bequem und so liegt, daß die Geburtstheile nirgends gedruckt werden, die Unreinigkeiten frey abfließen können, und der Geburtshelfer ungehindert und bequem hinzu kommen kann. Gebraucht man die Erfindung als einen Stuhl, so hat man folgende Vortheile zu erwarten. Der Körper der Gebärenden liegt fest in demselben. Die Fußtritte stehen

fest,

fest, und können dennoch nach Gefallen verlängert oder verkürzt werden. Wenn die Kraft, die die Gebährende bey jeder Wehe anwendet, recht wirksam seyn soll, müssen die Schenkel nur in einem spitzen Winkel eröffnet, und die Knie so wenig gebogen werden, daß die Schenkel und Schienbeine im Kniegelenke einen stumpfen Winkel machen, dessen vordere Linie, die durchs Schinnbein gehet, gerade durch die Ferse und Fußsohle fällt. Diese wichtige Regel kann bey den wenigsten Geburtsstühlen beobachtet werden. Ihre Fußbänke sind gemeiniglich horizontale Flächen. Wenn diese zu nahe angeruckt werden, muß die Gebährende die Knie so stark beugen, daß der Schenkel mit dem Schinnbeine fast einen rechten Winkel macht, wodurch die Kraft in die Füße sehr geschwächt wird. Entfernt man eine solche horizontale Fußbank, so wird zwar der Winkel im Kniegelenke sehr stumpf; da aber die Fußbank immer horizontal bleibt, muß sich der Fuß nothwendig vorwärts herunter beugen, und sich dessen Centrallinie mit der Centrallinie des Schinbeins brechen, und nach einem stumpfen Winkel kreuzen, wodurch sich also die Kraft größtentheils verliehren muß, deswegen sind die Fußtritte am Stuhle des V. so gebauet, daß sie ein Planum inclinatum, welches überdies noch die Gestalt des Fußes selbst hat, ausmachen.

Ferner

Ferner ist man bisher gewohnt gewesen, bey Ausarbeitung der Wehen die Handgriffe fassen, sich dagegen anstämmen, und sie gleichsam von sich stossen zu lassen: da sich aber solchergestalt die Gebährende leicht zurückzieht, so sind die Handgriffe am Stuhle des V. so gemacht, daß vielmehr an denselben gegen sich zu gezogen werden soll. So zieht sich die Gebärende, wenn sie sich anders mit dem Kreutze hinten fest anstämmt, mit dem Körper nicht zurück, sondern druckt vielmehr das in ihr enthaltene Kind besser vorwärts von sich. Die Sitzbretter an den gemeinen Hebammenstühlen sind in ihrem Ausschnitte ungemein fehlerhaft, und daher nicht nur unbequem, sondern auch sehr schädlich. Vorn, worauf die Schenkel ruhen sollen, sind sie zu stark, hinten wo der After samt dem Damme von allem Drucke frey bleiben sollte, sind sie zu wenig ausgeschnitten. Der V. hat daher bey dem Seinigen vorn mehr, hinten aber weniger Holz stehen lassen.

Kurzgefaßte Nachrichten.

Pämminelſer vid Det brukeliga ſättet at bota Ogats Sjukdomar. Underſtälte kongl. Collegii Medici Granskning of kongl. Hof- och Lazarets Medicus Doctor Ioh. Lor. Odhelius, *dä han ſom Aſſeſſor där intogſit Säte, den* 30. *Mart.* 1772. *Stockholm*, 1772. 8. 32 Seiten.

Der Theil der Chirurgie, der die Lehre von den Augenkranheiten enthält, iſt wirklich noch voll Mängel und Irrthümer; und man darf ſich nicht darüber wundern, denn er iſt bisher beynahe ganz vergeſſen, und ein Eigenthum unwiſſender Marktſchreyer geweſen. Herr Odhelius rügt und verbeſſert in dieſer kleinen Schrift einige von dieſen Irrthümern. Seine Erinnerungen betreffen vornehmlich die Cur der Augenentzündungen. Er eifert wider die Gewohnheit, entzündete Augen zu verbinden. Die Binde, ſagt er, druckt und reitzt (doch wohl nur wenn ſie zu feſt angelegt iſt?) das empfindliche und entzündete Auge, und verhindert

den

den freyen Ausfluß der Thränen. (Dies thut ein Pflaster, aber wirklich nicht eine dünne Kompreße und leicht umgelegte Binde.) Das Auge, sagt er ferner, ist dazu erschaffen, von der Luft berührt zu werden, und verträgt deswegen, auch wenn es entzündet ist, die Luft sehr wohl. (Dies ist wohl nur ein Raisonnement. Das Auge ist auch dazu erschaffen, daß es vom Lichte berührt werde; und verträgt es denn nun auch deswegen das Licht, wenn es entzündet ist? Ein dicker festangelegter Verband ist offenbar schädlich; aber die tägliche Erfahrung zeigt auch, daß die Entzündung und der Schmerz zunimmt, ja nachdem er schon verschwunden ist, oft von neuen erscheint, wenn das Auge der freyen Luft ausgesetzt wird. Einem entzündeten Auge schadet aller Reitz; und wie kann man denn wohl ein Auge für allem Reitze in mehr Sicherheit setzen, als wenn man die Augenlider schließt? Reitzt nicht die Kälte der Luft; der Staub in der Luft; reitzen nicht selbst die Bewegungen der Augenlider das entzündete Auge.)

Gemeiniglich bedeckt man ein entzündetes Auge mit warmen aromatischen und geistigen Bähungen und Breyen. Diese, sagt der V., erhitzen das Auge, und vermehren die Entzündung. Auch die Wirkung der spanischen Fliegen ist sehr zweifelhaft. Diese enthalten ein alkalisches Salz, das ins Blut

gesaugt wird, erhitzt, und die Entzündung vermehrt. (Dies ist auch wohl wieder bloße Theorie. Wenn dies die spanischen Fliegen wirklich thun, so müssen sie auch im Seitenstiche schädlich seyn; und sind sie es denn nun wirklich?) — Bey geringen Entzündungen thut der V. nichts, als daß er das Auge oft mit kaltem Wasser befeuchtet. Dies hilft, sagt er, gemeiniglich in kurzer Zeit, und hilft es nicht, so kann man dreist glauben, daß die Ursach der Entzündung hartnäckig ist.

Ist die Entzündung und der Schmerz heftig, und kann das Auge das Licht nicht vertragen, so legt er sogleich Blutigel an die Schläfe und rings ums Auge, und befeuchtet die Schläfe, Stirn und das Auge oft mit eißkaltem Wasser. Kühlende Abführungen und Vitriolgeist thun in den meisten Augenentzündungen gute Dienste. (Die Ursachen der Augenentzündungen sind mannichfaltig, und folglich muß auch die Kurart verschieden seyn.) Nach der Staaroperation hängt er blos ein dünnes Läppchen, das er an die Mitze befestigt, und oft mit kaltem Wasser befeuchtet, über das Auge. — Die Operation des pteryg. leucom. und staphylom. verwirft er gänzlich; die darauf folgende Narbe vereitelt gemeiniglich die Bemühungen des Wundarzts. Er hat ein Augenwasser, das ihm in diesen Fällen mehr

geleistet

geleistet hat, als die Operation; dies Augenwasser aber ist — ein Arkanum.

Curatoinum chirurgicarum, quae ad fistulam lacrymalem hucusque fuerunt adhibitae; historia critica. Auctore I. D. Metzger, *Med. Doct. Celsiss. Com. a Bentheim Steinfurt Archiatr. et Consil. aul. Comitat. Steinfurt. Physico ordinario. Monasterii, apud Perrenon.* 1772. 76 Seiten.

Viel Belesenheit, aber wenig eigene Erfahrung! Die große Reihe der verschiednen Meynungen von der Beschaffenheit und Kur der Thränenfistel vom Celsus und Hali Abbas bis auf H. Pott nimmt den größten Theil dieser Schrift ein. Am Ende beurtheilt der V. die verschiednen Curmethoden; seine Urtheile aber sind mehrentheils nur allgemein. Er hat gesehen, daß das Nagelbein sehr hoch oben und der Thränensack ganz allein auf dem Fortsatze des obern Kinnbackenknochens, der sehr stark war, lag. Die Durchbohrung des Knochen würde in diesem Falle mit vielen Schwierigkeiten verbunden gewesen seyn.

Eloge hiſtorique de M. Devaux *celebre Chirurgien de ce Siecle; avec des Notes et un Extrait raiſonné de ſes differens Ouvrages. Par M.* Sue *le Jeune, Maitre en Chirurgie, Chirurgien ordinaire de l' Hotel de ville, à Amſterdam, et à Paris chez Vincent.* 1772. 8. 103 Seiten.

Man lieſt dieſe Lebensbeſchreibung eines zu ſeiner Zeit berühmten und gelehrten Wundarzts mit Vergnügen. Die Nachrichten von deſſen hinterlaßnen zum Theil unbekannten Schriften ſind vollſtändig, und wegen vieler den damaligen Zuſtand der Wundarzneykunſt betreffenden Anmerkungen intereſſant.

Sendſchreiben an Herrn Franz Lorenz Marſchall geſchwornen Wundarzt der Königl. freyen Stadt Straßburg betreffend einen von Johann Arnold Iſengarth, Wundarzt zu Straßb. verbeſſerten Tourniquet. Straßb. bey König, 1772. 8. 1 B.

Wir begreifen nicht recht, wie dieſes Tourniquet angelegt wird, und was für Vorzüge

es

es eigentlich vor einigen andern sehr bequemen Werkzeugen von dieser Art hat.

Lettre d'un Etudiant en Medecine à un autre de ses Amis: dans laquelle on examine et refute les Doutes, qu'un anonyme a repandûs dans le Puplic sur l' Observation donnée à l' Academie Royale des Sciences par Mr. Rönnow *touchant une cataracte osseuse ou pierreuse. à Stockholm, chez I. G. Lange.* 1769. 8. 32 Seiten.

In einer Rede, die Herr Rönnow vor einigen Jahren in der Akademie der Wissenschaft zu Stockholm hielt, gedachte er eines Falles, in welchem er einen steinernen oder knöchernen Staar niedergedruckt zu haben glaubt. Ein Ungenannter machte gegen diese Behauptungen einige Zweifel, und behauptete, daß sie erdichtet sey, in einer kleinen Schrift: Doutes, que la Cataracte, dont Mr. *Rönnow* fait mention, ait eté osseuse et pierreuse. In der angezeigten Schrift widerlegt man die Zweifel dieses Ungenannten,

und vertheidigt die Wahrnehmung des Herrn Rönnow. — Einer solchen förmlichen Widerlegung war der Ungenannte wirklich kaum werth.

Herrn Goulards, Königl. Französ. Raths, Bürgermeisters der Stadt Alet, Professors und Königl. Demonstrators der Wundarzneykunst, Oberwundarzts am Königl Militärhospital zu Montpellier **Chirurgische Werke.** Aus dem Französischen übersetzt. Mit einer Vorrede versehen von D. Zacharias Vogel. **Zwote und vermehrte Auflage.** Lübeck, bey Donatius. 1772. 8. Erster Band, 304 Seiten. Zweyter Band, 350 Seiten.

Ohne alle Veränderung von der ersten Auflage abgedruckt und nichts weniger als vermehrt.

Joachim

Joachim Fredrich Henkels, *Med. et Chir. Doct. et Pract. Berol. Prof. Chirurg. et Chirurg. Primar. Reg. Nosocom. Charitat. Operat. Seren. Princip. Haered. Pruss. a Consil. med. Acad. Caesar. Leopold. Carolin. Natur. Curios. et Acad. Chirurg. Par. Membri* Abhandlung der chirurgischen Operationen. Viertes Stück. Von den Brüchen. Berlin, 1771. Bey Winters Wittwe und Erben. 8. 139 Seiten.

Es bleibt beym Alten!

Caspari Mariae Devens *Dissertatio inauguralis de fungo cancroso ex verruca orto. Strasburg.* 1772.

Ein Schuster hatte seit einiger Zeit an der innern Seite des ersten Gliedes des kleinen Fingers eine Warze, die er nicht achtete. Sie wurde nach und nach größer, und entzündet sich endlich. Der

Wundarzt, den er um Rath fragte, schnitt sie ab: aber es kam bald darauf an ihrer Statt ein Schwamm zum Vorschein, der ungeachtet man ihn durch Etzmittel zu tilgen suchte, dennoch bald sehr groß wurde, und einen unerträglichen Gestank von sich gab. Der ganze Finger schmerzte heftig, und der Kranke verlohr die Kräfte. In diesen Umständen sahe ihn der Herr Prof. Lobstein, der die Ablösung des ganzen Fingers als das einzige Hülfsmittel vorschlug. Man verrichtete die Operation und befreyte dadurch den Kranken von aller Gefahr. Die Geschwulst ist auf einer Kupfertafel zu sehen. Die Knochen des Fingers waren unverletzt.

Dissertatio inauguralis de Ozaena maxillari cum vlcere fistuloso ad angulum oculi internum complicata. Friderice Leopoldi Weyland. Straßburg, 1771.

Einen Soldaten zerschmetterte in der Bataille bey Roßbach eine Flintenkugel den untern Rand der rechten Augenhöhle, und blieb auf dem Boden der Augenhöhle unter dem Augapfel liegen. Man zog die Kugel nebst vielen Knochensplittern aus, und bekümmerte sich übrigens wenig um den Kranken. Eine geraume Zeit nachher sahe ihn Herr Busch, ein verdienstvoller Wundarzt in Strasburg. Er fand am untern Augenliede nahe am Thränensacke eine sehr callöse Fistel, aus welcher, als der Kranke mit verschloßnen Mund und Nase ausathmete, Luft und Eyter drang. Man durfte also nicht zweifeln, daß diese Fistel durch den Boden der Augenhöhle, in die obere Augenhöhle ging. Man zog daher den dritten obern Backenzahn der schadhaften Seite aus, und durchbohrte die Zahnhöhle desselben mit einem Troikart, worauf alsbald eine Menge Eyter zum Vorschein

kam. Die Feuchtigkeiten, die man in die Fistel spritzte, flossen durch die Zahnhöhle in den Mund. Man schnitt den Callus, der die Oeffnung der Fistel umgab, aus, und steckte in die Fistel eine Wieke, die mit spanischem Fliegenpflaster bestrichen war. Nach 12 Stunden zog man diese Wieke, und zugleich mit ihr die ganze innere callöse Ueberfläche der Fistel aus. Nachdem man eine Zeitlang reinigende Einspritzungen gemacht hatte, fing das Eyter, welches immer aus der Zahnhöhle floß, an, gutartig zu werden, und alles ließ sich zur Heilung an. Um die Heilung der Fistel am untern Augenliede zu befördern, druckte man sie vermittelst eines Instruments, das man bey der Kur der Thränenfistel gebraucht, gelinde zusammen, und befreyete dadurch den Kranken vollkommen von diesem Schaden.

Examen quorundam optimarum cataractam extrahendi methodorum inprimis Wenzelianae. Dissertatio Praeside Io. Christoph. Andr. Meyer Phil. et Med. Doctore et Respondente Henr. Alex. Rosenthal. Gryphiswaldae. 1772.

Mit vielen Vergnügen melden wir unsern Lesern, daß der V. ehedem unser Zuhörer gewesen ist, und daß wir in dieser Schrift nicht wenig Beweise von dessen vorzüglichen Einsichten in die Materie, von der er handelt, gefunden haben. Er beschreibt und beurtheilt die neuen Methoden, den grauen Staar auszuziehen; nämlich die Lobsteinsche, die Wenzelsche und die Unsrige.

Der H. Prof. Lobstein verwirft alle Instrumente, die das Auge befestigen. Sein Messer ist auf einer Seite stark convex, auf der andern platt, und übrigens dem unsrigen ziemlich ähnlich. Wenn

sich

sich während der Operation das Auge stark nach den innern Augenwinkel bewegt, und also der Schnitt in die Harnhaut nicht auf die gehörige Art geendigt werden kann, zieht er das Messer sogleich aus dem Auge, und endigt den Schnitt mit einer Scheere, die der Davilschen gleicht. Die Kapsel öffnet er mit einer zweyscheidigen Nadel, und den Ausgang der Staarlinse befördert er, wenn es nöthig ist, mit dem Davilschen Löffel. — Der V. befürchtet, daß das Lobsteinsche Messer zu dick ist, und deswegen nicht leicht genug in die Hornhaut dringt, oder indem es eindringt, das Auge in den innern Augenwinkel stoßt. Er glaubt ferner, daß, da es auf einer Seite platt ist, die wässerichte Feuchtigkeit zu früh ausfließt; auch scheint es ihm gefährlich zu seyn, die Kapsel mit einem ziemlich breiten zweyschneidigen Instrumente zu öffnen.

Herr Wenzel befestigt das Auge in gewissen Fällen, wo es nöthig ist, mit einem doppelten Haaken. (Mit Recht verwirft der V. dieses Instrument.) Das obere Augenlied hebt er, wenn es sich krampfhaft herunter ziehet, mit einem stumpfen Haaken in die Höhe. (Auch dieser Haaken ist wohl selten wirklich nöthig.) Er setzt den Kranken auf

einen

einen niedern, sich selbst auf einen höhern Stuhl; auf den Stuhl, worauf der Kranke sitzt, stellt er seinen Fuß, den Ellbogen stützt er aufs Knie, und die Hand legt er an die Wange des Kranken. Sein Messer ist sehr dünne, und da, wo es am breitesten ist, zwey Linien breit. (Es ist also, wie auch der V. erinnert, wirklich nicht breit genug, und läßt deswegen die wässerichte Feuchtigkeit zu früh ausfließen. Herr M. hat wirklich gesehen, daß bey allen Operationen des H. W. die wässerichte Feuchtigkeit zu früh ausgeflossen ist.) Indem er das Messer durch die vordere Augenkammer stoßt, senkt er die Spitze desselben in die Pupille, und öffnet die Kapsel. (Herr M. glaubt, daß er durch diesen Handgriff die Kapsel selten wirklich öffnet, und wenn er sie ja öffnet, gemeiniglich zugleich die Pupille verletzt.) So bald die Hornhaut geöffnet ist, bringt er eine gebogene Sonde in die Pupille, womit er die Oeffnung der Kapsel erweitert. (Dieser Handgriff ist wirklich überflüßig; denn die Krystallinse erweitert sich den Weg aus der Kapsel selbst gar leicht. Vielleicht ist er auch schädlich; denn die Sonde reibt und quetscht die Regenbogenhaut und Kapsel, und kann dadurch leicht eine Entzündung und Verdunkelung verursachen. Auch hat Herr M. bemerkt, daß nach den Operationen

nen des H. Wenzels sehr oft ein Nachstaar entstanden ist.)

Am Ende theilt uns der V. ein von ihm erfundenes Instrument, womit man einen Theil der Krystallhaut ganz ausschneiden kann, mit. Es ist nebst den übrigen Instrumenten, derer in dieser Schrift gedacht wird, auf einer Kupfeltafel abgebildet.

Inhalt.

1 Acrel chirurgiſche Krankengeſchichte. Seite 1

2 Recherches critiques ſur la Chirurgie moderne par M. Valentin. 28

3 Aikin's Obſervations on the external Uſe of Lead. 43

4 Traité du Rakitis par le Vacher de la Feutrie. 61

5 Recueil d'Obſervations par M. Richard de Hauteſierk. 70

6 Journal de Medecine. Tom. XXXVI. 90

7 Chirurgical Obſervations & Caſes by Bromfield. Vol. I. II. 116

8 Bierchén von den krebsartigen, ſcrophulöſen und veneriſchen Geſchwüren. 153

9 Steins Beſchreibung eines neuen Geburtsſtuhls. 171

Kurzgefaßte Nachrichten. 176